

Die
Beiden Schützen.

Von
A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlotmann.
—
1849.

Neupreußische

Beitbilder.

Von

A. v. Sternberg.

II.

Die beiden Schützen.

Bremen,

Verlag von Franz Schlodtman.

1849.

Die
Beiden Schützen.

Von

A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlotmann.
1849.

V o r w o r t.

In den „Royalisten“ hab' ich nachzuweisen gesucht, aus welchen trüben und verworrenen Elementen jene Bewegung zusammengesetzt war, die ihren Culminationspunkt in den Märztagen des vorigen Jahres hier in Berlin erreichte. Das vorliegende Bild hat einen ähnlichen Zweck, es zeigt den schmutzigen, im Staube der Corruption sich hinziehenden Schweif jenes finstern Dämons, es zeigt die aus ihren Angeln herausgeriffene Justiz, die, von Modephrasen verlockt, Unrecht für Recht giebt, und den gesunden Sinn des Volkes bethörend, die

Saat des Bürgerkriegs und unendlichen Glends ausstreut. — Es ist die Zeit vorbei, wo die poetische Auffassung sich in neutralen Witzspielen gefiel, und man eine in allen Farben schillernde Phrase für das feste, scharfe, sichere Wort der Gesinnung hinnehmen mußte. Nichts ist in unserer Literatur — und hier nennen wir vor Allen Ludwig Tieck — und in unserm politischen Leben — und hier möchten und könnten wir manchen Namen nennen — verblicher gewesen, als die so gefeierte „Ironie,“ wo der Dichter dort, der Politiker hier sich ewig in dem Spiel gefällt, daß „Schwarz“ allenfalls auch „Weiß,“ und „Weiß“ allenfalls auch „Schwarz“ sein könne. Unser jetzt öffentlich gewordenes politisches Leben hat wenigstens diesen Vortheil, daß es die Parteien zur nackten, schlichten Ehrlichkeit zwingt. Wir wollen jetzt — und dürfen es auch — offen

sagen: Diese Charaktere und Personen hasse ich, dieses System verfolge ich, und ich hasse und verfolge, so lange ich hassen und verfolgen kann. Deshalb ist auch in der Darstellung dieser Bilder Alles vermieden, was nach jenem alten Grundsatz der Novellistik und der Politik die „Ironisirung“ ausmachte, das heißt, die Anwendung des Mittels, durch welche es fast unmöglich wurde, des Autors oder des Politikers wahre Gesinnung zu entdecken. Die Feinde eines Buches sind zugleich die Feinde des Autors, Jenes Freunde auch die seinigen, und so soll es sein.

Berlin, im Mai 1849.

Die beiden Schützen.

Es bläſt der Wind über die Haide. — —

Die Tage kommen und vergehen. Es kommt ein Geſchlecht nach uns, wer mag uns ſagen, wie es ausſieht! Wer ſagt uns, welche Geſchicke für Die aufbewahrt ſind, die ihre Tage aufgezeichnet ſind, lange nachdem wir die unſrigen verlebt. Eine Blume blüht heute, und morgen wird ihre Stelle nicht mehr gefunden.

Es bläſt der Wind über die Haide.

Fürſten und Völker — alle miteinander ſinken in ein Grab, und werden einer und der ſelben Vergeſſenheit anheimgelassen. Wie in einem großen Buche, das aufgeſchlagen liegt, ſo rauscht es in den Blättern um uns her. Es iſt eine kleine Weile, daß der Menſch wandelt im Lichte, dann verſchwindet er und wird nie wieder geſehen. O ſehet, wie lieblich

die Jugend ist, wie süß das Herzklopfen in der festen Brust, die noch von dem Alter nichts weiß; aber fragt wieder nach, wenn Ihr künftigen Jahres des Weges geht, und höret, daß die Brust nicht mehr so fest ist, daß Alter und Krankheit in sie den Weg gefunden.

Es bläſt der Wind über die Haide!

Ich will Euch eine Geschichte unserer Lage erzählen. Höret mir zu.

„Was meinst Du, was dem Lieutenant wieder fehlt?“ fragte der Pommer.

„Er hat wieder einen Korb mit Eichenlaub und Schleife bekommen,“ entgegnete der Neuschateller.

„Ei, wie denn so?“

„Siehst Du, der Lieutenant hat dreierlei Arten, wie er Körbe bekommt. Gleichsam wie der rothe Adlerorden, die erste Classe ist simpelweg der einfache Korb. Da will ihn das Mädchen nicht, das ist der einhenkliche Korb; die zweite Art Classe ist der Korb mit Eichenlaub, da will ihn das Mädchen, aber Vater und Mutter wollen ihn nicht; die dritte Art Classe ist mit Eichenlaub und der Schleife, da wollen ihn alle Drei nicht, der Vater, die Mutter, das Mädchen. Und gerade einen solchen Korb hat der Lieutenant gestern bekommen, darum trägt er den

ritten Knopf an seiner Uniform von oben an gerechnet, los, was Niemand thut, der nicht sehr schweren Kummer oder ein Glas zu viel getrunken hat."

Der Bommer pffiff ein kleines Liedchen vor sich hin.

Der Neuschäteller zündete seine Cigarre an und sagte, indem er sich an dem Tische hindehnte und den Kopf auf den rechten Arm stützte: „Ja, wenn die Mädchen nicht wollen, da hilft es selbst nichts, Schütze und dazu noch Neuschäteller zu sein. Es geht eben nicht.“

„Es ist wahr,“ sagte der Bommer.

Und sie saßen eine Weile stumm und hörten auf den eintönigen Schritt des Kameraden, der draußen auf und ab ging und den Posten vor dem Gewehr hatte. Es war eine stürmische Nacht und das Gardes-Schützen-Bataillon war heute wieder in seine alte Kaserne eingerückt. Die Revolution in Berlin und der Kampf in Schleswig-Holstein lag zwischen dem Ausrücken des Bataillons und seinem jetzigen Einrücken. Damals waren der Neuschäteller und der Bommer ganz blutjunge Rekruten gewesen und hatten sich schon Freundschaft zugeschworen, die sie bis an's Grab wollten halten und wo möglich noch weiter

hinaus, und damals hatte der Lieutenant schon drei einhenkelige und fünf dreihenkelige Körbe erhalten, und seitdem hatte sich die Zahl der Körbe und die Zahl seiner Schulden noch um vieles vermehrt — das war alles damals gewesen. Jetzt war es ganz — ganz anders! Die Kanonen hatten gebrummt, das kleine Gewehrfeuer geschmettert, der Bommer hatte eines Morgens alles Ernstes geglaubt, er würde sich die drauffolgende Nacht ohne Kopf niederlegen müssen, und der Neuschateller hatte bereits sechs Briefe an seine Schwester mit den Worten angefangen: „Ich schicke Dir meiner Mutter Bild und die sechs noch guten Hemden nebst der neuen Halsbinde; das erstere hänge in meiner Kammer auf neben dem Bilde des Vaters, die anderen schneide Dir zurecht und trage sie selbst, und wird Niemand wissen, daß es eigentlich Männerhemden sind, wenn Du es nicht selbst sagst, und die Halsbinde kann für den kleinen Bruder zu seiner Confirmation die nächste Ostern dienen. Ich aber werde Morgen sicherlich erschossen; drauf kannst Du meinetwegen das Abendmahl nehmen.“ Aber die sechs Briefe waren nicht abgeschickt worden, weil er immer noch selbst da war, um sie abzuschicken, was eben nicht hätte sein sollen, wenn die Briefe ihren Zweck erfüllten.

Aber gute Freunde waren sie geblieben; zwei Kameraden wie sie sein sollen.

Der Neuschäteller glaubte gegen Jedermann das Recht zu haben, hochmüthig zu sein, und er machte auch ungenirt von diesem Rechte Gebrauch, nur nicht gegen den Pommer; denn er sagte: „Der kann nichts dafür, daß er ein Pommer geworden; er verdiente ein Neuschäteller zu sein.“ Der Neuschäteller war ein feiner, schlanker, zierlicher Schweizer, mit großen braunen Augen, die er nur manchesmal zusammenkniff, wenn er davon erzählte, daß sein Großvater Ackermann und Freisasse im Canton gewesen, und ein Haus wie ein Palais bewohnt habe, auch ein eigenes Wappen geführt. Als Neuschatel preussisch geworden, habe der Großvater noch auf dem Sterbebette gesagt, das würde nicht lange dauern, denn die Schweizer seien das erste Volk der Erde, und nach ihnen kämen die Franzosen, und dann noch allerlei anderes Volk, und dann erst die Preußen. Der Neuschäteller liebte auch die Freiheit, denn, sagte er, „ein Schweizer muß frei sein.“ Und als im Frühjahr des Jahres 1848 Neuschatel sich von Preußen lossagte, nahm er seine preussische Trodel von seinem Hirschfänger, legte sie von sich und sagte: „Nun, was meinst Du, Schwarzweißer? Wie lange werden

wir noch beisammen bleiben? Denkst Du, daß es so immer fortgehen wird, und daß ich und Du nie uns kennen sollen? Schwarzweißer, da irrst Du Dich. Aber versteh' mich recht, so lange mein Eid noch in Kraft ist, bleib' ich Dir treu. Denn ein Schweizerblut hält seine Eide gut — Ein Schweizergewissen ist ein ehrlich Ruhelassen — Eine Schweizer-Rechte hält sich brav im Gefechte."

Aber dann ließ er den Kopf in den Arm sinken und seufzte so aus tiefster Seele vor sich hin: „Aber die Freiheit! die Freiheit! Es ist doch schön in unsern Bergen.“

Wenn der Pommer das hörte, ging er schnell hinaus aus der Wachtstube und sah nach, wie das Wetter war, und ob gerade viel Spaziergänger vorübergingen, oder ob ein Sperling wieder auf der Spitze des Wachthäuschens saße — denn er konnte seinen Kameraden nicht traurig sehen.

Der Pommer konnte überhaupt Niemand in der Welt traurig sehen. Es war ihm nicht gegeben. Er hatte ein Herz, das so weich, so weich war, viel zu weich für einen jungen Burschen, und nun gar für einen Soldaten. Vor allen Dingen kümmerte es ihn, daß er, der Lieutenant, so viel Schulden hatte, und daß sein Kamerad nicht so ganz zufrieden war.

Wären diese zwei Dinge nicht gewesen, er wäre kreuzfidel gewesen, denn ihm selbst fehlte nichts; er war gesund und lebendig wie der Fisch im Wasser, und die schöne Stadt Berlin, und der König, und das schöne Land Vorder- und Hinter-Pommern, und seine hübsche grüne Uniform, und seine brennende Cigarre, und seine gute Büchse, die auf fünfhundert Schritt trug, alles war ihm ganz recht und machte ihm unendliches Vergnügen.

„Wenn ich doch unserm Lieutenant eine Frau verschaffen könnte!“ rief er vor sich hin. „Ich würde Millionen geben.“

„Wenn ich doch Neuschatel nach Pommern hintragen könnte; ich würde eine Million geben!“ so sagte er auch.

Aber der Lieutenant kriegte keine Frau, und Neuschatel blieb an den schweizer Bergen haften, wo es Jahrtausende schon gefastet hatte.

Den Pommer ärgerte dies ganz gewaltig; und er ging oftmals hinaus, um zu sehen, wie das Wetter wäre.

Der Sonntag Abend.

Es war an einem Sonntag Abend, als die beiden Schützen sich recht eng in ihre schwarzen Gürtel geschnürt hatten, so eng, daß die Tochter im Materialwaarenlager drüben zu dem Aufwartemädchen gesagt hatte: „So kann's nimmermehr bleiben! die Schützen sind zu eitel. Das Volk kann sich nicht auf sie verlassen. Wenn es drauf und dran geht, so verkriechen sie sich, um ihre hübsche Uniform zu schonen, und ihre kleinen Händchen, und ihre hübschen frischen Gesichter mit den kleinen Schnurrbärten.“ Darauf das Aufwartemädchen, die unterdeß heimlich eine Citrone und ein Stückchen geräucherten Lachs in ihre Schürzentasche geschoben hatte, ganz unwillig rief: „Fräulein! das sind Lügen. Die Schützen sind allesammt Helden! Vor dem Feuer wie Mauern. Jede Fingerspitze an ihnen ist ein Empörer und Un-

ruhstifter für sich, und der ganze Mann ist eine große Zündnadel, ein Vulkan, ein Schwefelholz und ein Dolch für Tyrannen! Fräulein, versündigen Sie sich nicht! Ich bitte Sie um Gotteswillen.“

Und das Fräulein im Materialwaarenlager schwieg.

„Wo willst Du hingehen?“ fragte der Pommer den Neuschateller.

„Zu dem Manne,“ entgegnete Jener, „der so aufmerksam den großen Hafen an seiner Decke betrachtete. Ich hab ihm versprochen, so wie wir wieder heimgekehrt wären, zu ihm zu kommen.“

„Vielleicht lebt er nicht mehr.“

„Kann sein! Dann will ich fragen, wohin man ihn getragen hat. Ich werde mich dann auf sein Grab setzen und eine Cigarre drauf rauchen. Das bin ich ihm schuldig.“

„Auf dem Grabe eines Selbstmörders rauche ich keine Cigarre,“ sagte der Pommer.

„Ei, mir gleich.“

„Neuschateller, Du mußt etwas mehr Religion haben. Hörst Du!“

„Ei, die Religion wird abgeschafft; die Freiheit tritt in ihre Stelle. Wenn wir Alle frei sein werden, ist der Himmel schon hier auf Erden, und dann ist kein anderer nöthig.“

Der Bommer sagte kein Wort dazu. Er liebte es nicht, seinem Freunde zu widersprechen. Ueberhaupt dachte er, wer da widerspricht, thut dem Andern wehe, denn er sagt ihm mit andern Worten, du bist ein Lügner. Und dann dachte der Bommer: es giebt so entsetzlich viel Leute, die klüger sind, wie du, da gehört sich's zu schweigen.

Und nun gingen die beiden schlanken Burschen ihren Weg.

„Wie war doch die Geschichte des Herrn mit dem Haken?“ fragte der Bommer nach einer Weile.

„Es ist wie ein Märchen!“ entgegnete der Neuschateller, indem er zu der obern Etage eines Hauses hinauffah, wo eben ein hübsches Mädchen erschien, und nach ihren gelben Hyazinthen sah. „Ich lernte ihn kennen, noch lange vor dem März. Er war damals ein Mann, der noch ein tüchtiges Büschel schwarzer Haare am Hinterkopf hatte, von denen jetzt keine Spur mehr zu sehen ist. Auch ging er damals, wie ich mich ganz gut besinnen kann, ohne Stock, und segte die Friedrichsstraße hinab, gleichsam wie ein Sturmwind. Ich weiß noch, wie viel Werth er auf glattgeputzte Stiefeln und einen hübsch steifen Vatermörder am Hemdfragen legte,

und das ist nun alles hin. Welch ein hinfälliges Geschöpf ist der Mensch!“ —

„Ja wohl,“ sagte der Pommer.

„Wer das nicht glaubt, hat wenig Erfahrung in der Welt,“ setzte der Neuschäteller hinzu.

„Sehr wenig,“ bestätigte der Pommer.

„Nun,“ fuhr Jener fort, „als die Sachen noch ganz gut gingen, und Niemand an Unruhen und Umsturz dachte, betrachtete der Herr schon seinen großen gekrümmten Deckennagel mit großer Aufmerksamkeit, und fragte mich einst, ob er, nämlich der Nagel, wohl stark genug sei, ihn, nämlich den Herrn, zu tragen, und ich sollte doch den Versuch machen und mich zum Spas einmal daran hängen.“

„Ach, das ist der Teufel! Du thatst's doch nicht?“

„Und warum sollt' ich's nicht? Ich zeigte ihm, daß der Nagel noch seine Dienste ganz gut zu thun im Stande war. Dafür gab er mir ein blankes Zweithalerstück.“

„Und dann?“

„Und dann — war es eben nichts. Er hängte sich nicht auf, sondern wir tranken zusammen Chokolade, die er sehr liebte.“

„Und was war denn der Herr?“ fragte der Pommer; „ich meine, was hatte er für ein Amt?“

„Das hat er mir nie gesagt. Ich weiß auch bis auf diese Stunde weiter nichts von ihm, als daß er Herr Eschenpauer hieß und glaub' ich Apotheker war. An diesem Namen will ich ihn denn wieder herauskriegen, und wenn er auch zwei Ellen unter der Erde liegt, und die Würmer bei ihm Visite machen. Der alte Junge muß meinen Besuch empfangen. Ach, wie oft haben wir von meinen schönen Bergen mit einander gesprochen, und er sagte immer: ja, wenn es nur nicht dort oben so piffte; man holt sich so leicht Zahnweh. Da lachte ich und er sagte: lache nur, ich seh das so gerne, Du hast — oder nein — er sagte, Sie haben so hübsche weiße Zähne. Ich habe die meinigen schon längst verloren.“

„Und darum wollte er sich aufhängen?“

„O! nicht darum! Dazu war er zu vernünftig. Ueberhaupt war er ein gar gescheuter Herr. Ueber alles hatte er nachgedacht, und über manches so viel und so oft, daß ihm der Kopf vom vielen Denken tief auf die Brust gesunken war. Und so mild war er, so liebevoll — verstehst Du mich? ich konnte ihm schon gut sein, obgleich er kein Neuschateller war und es in seinem Leben nicht geworden ist.“

„Und warum wollte er sich denn aufhängen?“

„Das hatte einen besonderen Grund!“ entgegnete

der junge Schweizer unwillig. „Du mußt mich nicht fragen; ich darf's nicht eigentlich sagen. Es ist ein Geheimniß. Und vollends wenn er wirklich todt ist, darf ich es nun gar nicht sagen. Dann ist's erst recht ein Geheimniß.“

„Bei alle dem möchte ich's doch wissen,“ sagte der Pommer.

„So komm hinauf zu ihm,“ entgegnete der Neuschateller rasch. „Wenn er noch lebt, sollst Du es von ihm selbst erfahren; denn Du bist mein anderes Ich, und was ich weiß, sollst auch Du wissen.“

Dabei standen die Beiden an einer Thüre in der Friedrichsstraße still.

Das Garde-Schützen-Bataillon.

Ehe wir erzählen, welche Aufnahme die beiden Schützen bei dem alten Herrn fanden, müssen wir nothwendig dem Leser etwas über das Garde-Schützen-Bataillon und dessen Entstehung sagen. Lange vor dem, ehe die Könige von Preußen Fürsten von Neuchatel wurden, war das Ländchen bevölkert von einem tüchtigen Schlag Menschen, die die schweizerische Ehrlichkeit mit der französischen Sitte vereinigten. Es herrschte Reichthum unter der höhern, so wie unter der niedern Bürgerclasse. Die ältern Söhne blieben daheim und bildeten bei häuslichem Geschäft den Stamm der Familie, die jüngern wanderten frühzeitig aus, besahen sich die Welt, und nahmen jene leichten, gewandten Umgangsformen an, die sie unter den Bewohnern der verschiedensten Erdtheile beliebt und gesucht machen. Es gab junge

Elegants unter den Bauern, so wie kocke Abenteuerer unter den jungen Handwerkern. Als Seine Majestät der König von Preußen das Glück und die Ehre hatte, den kleinen rothen Löwen Neuschatels in das Wappenschild der Hohenzollern aufzunehmen, sah Berlin plötzlich eine Menge junger Stuzer in seinen Straßen erscheinen, die sich in die Uniform der preussischen Garden einkleiden ließen. Es waren die Söhne reicher Gewerbtreibender, oft sogar Patrizierfamilien, die ihre Sprößlinge hieher sendeten, weil es einen Reiz hatte, unter den Fahnen der siegreichen Preußen zu dienen, die damals gerade ihre Kämpfe mit dem Unterdrücker beendet hatten. Diese jungen Schweizer waren die Helden des Tages; man drängte sich um sie, man fand, daß sie vortreffliches Französisch sprachen, und daß sie gute Sitten hatten. Die Frauen waren außer sich. Jedes Haus mußte wenigstens einen jungen Stuzer aufzuweisen haben. Das Regiment Gensd'armes, das sonst die „beaus“ und „seducteurs“ der Hauptstadt gespielt hatte und sich jetzt bei Seite geschoben sah, wurde neidisch auf die Schützen. Aber die Schützen waren vortreffliche Kämpfer und schreckten vor keinem Duell zurück. Nachdem man diese Eigenschaft bei ihnen entdeckt hatte, ging man vorsichtig mit ihnen um. Aber man

hatte nicht nöthig, diese Vorsicht lange zu üben; die edlern Geschlechter, die jungen Aristokraten der Schweiz, blieben nach und nach weg; die Neuheit der Situation hatte sich abgenutzt, die Welt ist groß, und Paris und London sind am Ende für junge Kaufbolde und Weiberjäger ein noch ergiebigerer Boden als Berlin, obgleich das damalige Berlin frivol genug war. Statt der Patriziersöhne kamen jetzt Gewerbtreibende nach Berlin, ein paar Hundert Uhrmacher, ein kleiner Theil von den sechstausend Uhrmachern, die Neuschatel producirt. Es waren immer hübsche elegante Burschen von feiner Sitte, aber es waren nicht die Schweizer von 1815 und 16. Es waren bloße Knaben von siebzehn Jahren, denen man es anmerkte, daß sie schon früher in der Arbeitsstube hinter der Lampe gearbeitet, die das Picken der Uhren belauscht, und deren schmale, feine Finger mit dem künstlichen Räderwerke Bescheid wußten, das sich im Innern eines so complicirten Geschöpfes, als eine Genfer Uhr ist, bewegt. Jetzt ging das goldne Reich für die Ladenmamsells, für die Ausgehämädchen und für die feinere Sorte der Köchinnen an. Für sie waren diese jungen Schweizer wie geschaffen. Es war die Zeit der Claren'schen Romane und der Mimili's. Die Neuschateller Schützen

waren wiederum sehr gesucht, denn sie mußten erzählen, wie es am Fuße des Jura aussah, und ob die wirklichen Mimili's in der That so kurze Röcke trügen, und so große Strohhüte. Wie mancher junge Uhrmacher vergaß da zum erstenmal, daß die Stunde nur sechszig Minuten hat!

Der Stand des Bataillons veränderte sich nun wesentlich nicht mehr; es blieb dabei, daß die jungen schweizer Professionisten nach Berlin kamen, um hier ihre vorschristmäßige Dienstzeit abzuthun bis auf die neuesten zehn Jahre, wo nur noch sehr wenige Schweizer sich im Bataillon befinden. Es wurde — wie die andern preußischen Garderegimenter der Hauptstadt — aus Landeskindern zusammengesetzt, nur hier und da unter dem Offiziercorps erinnerte ein fremd klingender Name an die frühere Bestimmung und Zusammensetzung dieses Truppentheils. Tony Wickye war einer von den letzten Neuschatellern, die die vielen Compagnien noch aufzuweisen hatten; aber in ihm hatte sich, gleichsam als dem Letzten seines Stammes, das volle stolze Bewußtsein eines Sohnes der freien Berge concentrirt, so wie er den Adel und die Schönheit der Gestalt von seinen besten Vorgängern überkommen hatte. Tony Wickye war nur ein Uhrmacher, aber er hatte die Manieren und das Aeußere

eines jungen Grafensohnes; der Unteroffizier mochte wollen oder nicht, er mußte Tony Wickye mit „Sie“ anreden, und dies geschah zwar lange vorher, ehe die Kabinettsordre des Königs das „Sie“ in die ganze Armee einführte.

Nachdem wir den Ursprung des Bataillons nachgewiesen, müssen wir auch etwas über das Gebäude sagen, das seine Kaserne bildete. Weit hinaus von dem bewohnten Theile Berlins, an dem schlesischen Thore liegt ein pallastähnliches großes Haus, von einer Reihe Pappeln umgeben, und dieses weitläufige Haus, an dem eine Schwimmanstalt, die der ehemalige Gouverneur von Neuschatel, der General von Pful gegründet hat, bewohnt das Bataillon. Das Gerücht geht, daß deshalb die Neuschateller Schützen so weit hinaus verlegt worden seien, weil sie zu großen Unfug in Mitten der Stadt ausgeübt, daß man dieses lebendige und bewegliche Truppen-corps etwas in die Ferne und Einsamkeit absichtlich verbannt habe, der Familienväter und der Pensionsanstalten wegen, die beide auf gleiche Weise von dem Bataillon behelligt wurden. In der That herrscht jetzt eine große Dede um die Kaserne herum. Wenn man den Plan von Berlin in die Hand nimmt, erblickt man gegen Süden zu eine geisterhafte Stadt,

nämlich lauter Straßen und Plätze, die noch gar nicht existiren, sondern der Zukunft vorbehalten sind, auszubauen. Ein Geschlecht, das erst kommen wird, soll auf diesen Plätzen herumwandeln, in diesen Häusern wohnen, die, der Himmel weiß was einst für Namen und Nummern tragen werden, und in deren Mauern der Himmel weiß welche herrliche und welche schändliche Thaten einst vollführt werden sollen. Auch projectirte Kirchen giebt es darunter, wundervolle Meisterwerke, die nur im Traum ihres künftigen Architekten existiren, und wo einst, wenn Berlin stehen bleibt und nicht in dem Strome einer neuen Völkerwanderung untergeht, ein noch unerforschliches Geschlecht seine Sünden und seine Verirrungen abbüßen wird. Das einzige wirkliche Gebäude in diesem traumhaften Stadttheil ist das kolossale Krankenhaus Bethanien, ein einsamer Pallast, um den die Winde der Haide wehen, und gegen den der Sand der Wüste sich aufwellt. Die Zinnen dieses Krankenspallastes, so wie die Giebel einiger Fabrikgebäude, und das Dach der Kaserne des Bataillons sind die einzigen Gegenstände, auf die der Blick in der monotonen Ebene dieses einsamen Winkels trifft.

Der Besuch.

„Zieh Du an der Klingel, ich hab' nicht den Muth,“ sagte Tony zu seinem Kameraden, als sie in der Friedrichsstraße vor dem kleinen zweistöckigen Hause standen, dessen eine Seite roth angestrichen, und die andere weiß geblieben war, so daß das Häuschen aussah wie ein Kind, das durch langes Schlafen im weichen Kissen sich die eine Wange roth geschlafen hatte, oder ein Mann, der am Feuer sitzend, von der einen Seite sich übermäßig echauffirt hatte, während die andere noch fröstelte.

Der Pommer streckte seine Hand nach der Klingel aus.

„Halt,“ rief sein Gefährte, „steh erst zu, was auf dem Blechschilde steht. Es ist doch immer eine Beruhigung. Gewiß, wenn der alte Herr todt ist, wird man sein Schild fortgenommen haben.“

Der Pommer konnte wegen der zunehmenden Dunkelheit und der hohen Häuser gegenüber nicht gut lesen, endlich brachte er die Worte hervor: Ja — er lebt; aber kurios! er ist eine Hebamme geworden.

„Hebamme!“ rief Wickye, „Unmöglich! Sieh etwas deutlicher nach.“

„Ich will meinen Hirschfänger daran setzen, daß es so und nicht anders auf dem rothen Schilde steht: Madame Fanny Wiesentrost — Hebamme! Und es giebt nur das eine Schild am ganzen Hause. Doch nein — sei nicht ungeduldig Wickye, — es giebt noch ein zweites Schild, aber ein ganz kleines, so klein es der Guckuk lesen kann, was darauf steht. Doch halt! jetzt hab' ich's. E — Eschen — Eschenpauer — Pfarrer, — nein nicht Pfarrer; Pharma — zeut! O wenn er das nicht ist, weiß ich nicht, wo wir ihn sonst finden sollen.“

„Er ist es!“ rief Tony und athmete auf. „Er ist also nicht todt. Laß uns nun hinaufgehen. Es wäre zu entsetzlich gewesen, wenn wir eingetreten wären in die niedrige Stube, und das erste, was uns an die Nasenspitze getroffen, wären zwei Beine in der Luft gewesen.“

„Sprich nicht so,“ rief der Pommer; „mit einem

Menschen, der sich aufgehängt hat, will ich auch in Scherze nichts zu thun haben.“

Sie traten nun in die Stube. Sie öffneten so leise die Thür, daß eine corpulente Frau, die neben einem Sopha saß, auf dem Jemand tief in Kissen gedrückt lag, aus ihrem Schlummer halb erwachte und vor sich hinhurmelte: „Siebenundzwanzig Grad! — das ist zu warm! hm! Frau Troschel! Immer alles besser wissen! Ich kenne das! Frau Troschel.“

Die beiden Schützen näherten sich dem Sopha. Aus dem Kissen guckte eine rothe Nasenspitze hervor, und über die Spitze herüber senkte sich der weiße Zipfel einer^e Nachtmütze. Beide Spitzen hatten das Ansehen, als wollten sie sich nächstens berühren, um dann nie wieder von einander zu scheiden.

„Gott sei Dank, er lebt!“ sagte Tony.

„Ja, er lebt!“ wiederholte der Pommer.

Frau Wiesentrost erwachte und betrachtete sich die beiden jungen Soldaten mit einem erstaunten Blicke. „Was beliebt?“ sagte sie. „Kommen Sie nach Waffen zu suchen, so sollten Sie doch schon im Nachbarhause erfahren haben, daß wir die unsrigen schon abgeliefert haben. Eine Büchse, ein Säbel, ein Degen. Der Letztere gehörte meinem Sohne Arthur, dem lieben Jungen.“

Die beiden Schützen erklärten den Grund ihres Kommens, und Frau Wiesentrost gab mit ihrem Ellenbogen dem Schlummernden einen leisen Stoß. Dabei sagte sie: „Der arme Mann! Er wird sich freuen Sie wiederzusehen! Aber nehmen Sie sich in Acht im Gespräch mit ihm; er hat noch immer seine schappirten Verstandeskräfte nicht wieder eingefangen. Sehen Sie sich her, junger Mann, und nehmen Sie hier den Fliegenwedel, ich will unterdessen gehen und einige Geschäfte besorgen. Und Sie, junger Herr, nehmen Sie dort auf dem Koffer Platz. Du lieber Gott, einen zweiten Stuhl giebt's hier nicht.“

Der alte Herr hatte sich unterdessen aus seinen Rissen hervorgearbeitet. -

„Gott ist mein Zeuge, daß ich mich wie ein Kind freue, Sie wiederzusehen, Herr Eschenpauer!“ rief Tony, und hielt seine elegante kleine Hand, die feingegliederte eines Uhrmachers, dem Kranken entgegen, der sich erst sehr langsam auf seinen Gast zu besinnen schien.

„Mein guter — kleiner — grüner Soldat!“ stammelte der alte Herr.

Seine Züge wurden gleichsam von einer glänzenden Freundlichkeit übergossen. „Mein guter —

kleiner — grüner Soldat!“ rief er nochmals, und drückte die dargebotene Hand.

„Ich habe noch einen Kameraden mitgebracht,“ hub Wichye an. „Er freut sich ebenfalls, Sie noch am Leben zu finden, Herr Eschenpauer. Nicht wahr, Friedrich Forst, Du freu’st Dich?“

Der alte Herr begrüßte auch diesen, indem er rief: „Noch ein kleiner — grüner Soldat! Aber“ — setzte er hinzu — „in meinem Gedächtniß ist so viel Pulverdampf! ich besinne mich wirklich nicht, Jenen da“ — er zeigte auf Friedrich Forst, der seinen Platz auf dem Koffer wieder eingenommen hatte — „schon gesehen zu haben!“

„Sie haben mich auch nicht gesehen“ — sagte der Pommer treuherzig. „Ich bin nur hergekommen, weil — weil ich dachte, daß Sie todt wären.“ Der Pommer wurde hier unbeschreiblich verlegen, denn er fühlte, daß er einestheils etwas Dummes, andernteils etwas für den armen kranken Herrn Kränkendes gesagt hatte.

Der alte Herr schien nichts davon bemerkt zu haben. Er fuhr sich nach dem Kopf und schob die Nachtmütze weit zurück. Da kam denn ein ganz liebes, altes, aber etwas verwirrtes Gesicht zum Vorschein, mit einem kleinen, spizen, grauen Bart am

Kinn, der sehr sonderbar aussah, und dem Manne gewiß ganz gegen dessen Willen — etwas ganz Ritterliches gab. Er hob seine dürre Hand auf, und sie auf die Schulter seines Gefährten fallen lassend, sagte er: „wie lange ist's nun her, seitdem sie schossen, und nun seid Ihr wieder hier. Und alles ist vergessen!“

„Nicht alles!“ sagte der Bommer. „Um Gotteswillen, nicht alles.“

„Nein, nicht alles!“ wiederholte der Kranke, und faßte sich an die Stirn. „Er hat Recht — nicht alles! Einst werden die Kinder Rechnung halten mit den Vätern“ —

„Und mit den Großvätern!“ rief der Bommer.

„Und mit den Großvätern!“ wiederholte der Herr. „O — mein Kopf! Seit jener Nacht — wo es in meiner Apotheke, unter meinen Gläsern lebendig wurde — kann ich nicht wieder ruhig schlafen, und ich glaube, Niemand kann es. Oder es müßten denn die sein, die sich in der Schenke betrinken. Ich habe bitter beklagt, daß mein Magen so schwach ist, daß er keinen Tropfen Branntwein vertragen kann — ich hätte mich keinen Abend nüchtern erhalten. Es war seit jener Nacht, wo es in meinen Gläsern zu sprechen anfing, ein Glück für

Jeden, der die Gabe empfangen hatte, sich zu betrinken. Aber ich — bin immer nüchtern und wach geblieben — und habe unausgesetzt in die schwarze Tiefe meiner Nächte gesehen. Ich habe meinen Schmerz und mein Herzklopfen so regelmäßig eingenommen — alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll — wie nur irgend ein Kranker, der sich ein Recept bereiten ließ.“

„Wir wollen davon nicht sprechen,“ sagte Tony. „Jetzt sind wir wieder da, und es wird ganz so werden, wie früher.“

„O nimmer! nimmer!“ sagte der kranke Herr.

„Nein, niemals!“ setzte der Pommer hinzu.

Es trat eine lange Pause ein in dem kleinen Zimmer.

„Wenn wir bedenken,“ fuhr Friedrich auf, „was wir früher waren. Wir des Königs treue Soldaten, wir den König liebend und er uns! Wir die Söhne des Landes, und von diesem Lande geliebt — und nun! Die Garde-Schützen Seiner Majestät des Königs können nie verzeihen, wie man ihnen begegnet hat! Nein, sie können es nie verzeihen!“

„Und das alles ist geschehen,“ stöhnte der Kranke — „als die Gläser in meiner Offizin zu sprechen anfangen. Es war in der denkwürdigen Nacht des —“

„Nennt keine Zahl und keinen Ort, ich bitte!“

sagte der Pommer. „Komm, Wickye, laß uns wieder gehen; ich hab' vergessen Dir zu sagen, daß mich meine Cousine heute erwartet, und es ist schon spät.“ Der Pommer war in seinen heiligsten Gefühlen beleidigt. Es hatten sich sämtliche Kameraden der fünften Compagnie das Wort gegeben, nie von einem gewissen Tage und einer gewissen Nacht im Monat März zu sprechen — es ist zu verlegend für ein patriotisches Herz! Hatte Friedrich dabei gesagt — und nun mußte er in einem fremden Hause diesen Gegenstand einer schmachvollen Erinnerung berühren hören. Er stand auf, und näherte sich der Thüre.

„Mein lieber, kleiner, grüner Soldat!“ rief der alte Herr, sich in seinem Kissen mühsam aufrichtend — „ich habe Sie doch nicht beleidigt?“

Der Schütze wollte etwas erwidern, als er die Thür sich öffnen sah, und eine junge Dame von einer außerordentlichen Schönheit eintrat.

Der Apotheker.

Daß sie sehr schön war, konnten die beiden Schützen deutlich bemerken trotz der im Stübchen schon stark überhand nehmenden Dunkelheit. Sie trug ein weißes Hütchen mit einem langen Spitzenschleier, und diesen Schleier hatte sie zum Glück zurückgeworfen, dann hatte sie ein grauseidenes Kleid, das dicht bis unter's Kinn schloß, und die Hand, die auf den Griff des kleinen Schirmes — war es nun ein Regen- oder ein Sonnenschirm, es konnte beides sein, — sich stützte, war in einen blaßrothen Handschuh gehüllt, und war, von einer durchsichtigen kleinen Manschette eingefast, von einer köstlichen Frische und Rundung. Der Fuß der Dame zeigte sich in ein Stiefelchen geschnürt, das — Tony Wickye hätte drauf wetten wollen — ebenfalls aus demselben lichtgrauen Seidenstoff bestand, wie das Kleid.

Diese Dame trat einen Schritt in's Zimmer und fragte mit einer Stimme, die gleichsam das ganze Zimmer bis in seine äußersten Ecken hinauf mit Wohlklang füllte: „Wohnt hier nicht Madame Wiesentrost?“

Der alte Herr fühlte sich unfähig zu antworten, und glitt mit einer raschen Bewegung in die Tiefe seines Lagers hinab, von wo er, wie ein geschickter Schwimmer, nicht früher wieder auftauchte, als bis die Dame verschwunden war.

Friedrich und Tony sahen sich einander an, welcher zuerst vortreten sollte, um der Dame die begehrte Auskunft zu ertheilen.

Unterdessen hatte diese ihren Schleier niedergelassen. Es wurde viel — viel dunkler im Zimmer. Jetzt lüftete sie den Schleier etwas — und wie sonderbar! — es wurde wieder heller.

Die Dame war in der That von einer ganz wundersamen Schönheit.

Man hörte jetzt die Tritte der Frau Wiesentrost auf der Treppe, die Dame wendete sich um, öffnete die Thüre, und da sie den Gegenstand ihres Verlangens vor dem Flure bemerkte, zog sie sich dahin zurück, und man hörte sie ein ziemlich anhaltendes und leises Gespräch führen. Nach einer Weile trat

Frau Wiesentrost allein in's Zimmer, und zeigte auf der breiten Fläche ihres rothen, glänzenden Gesichts eine gewisse Befangenheit, indem sie zugleich ihre Blicke bald auf den einen, bald auf den andern der jungen Schützen weilen ließ.

Der alte Herr tauchte mit der Spitze seiner Nachtmütze aus der Tiefe des Bettes auf.

„Ich weiß nicht,“ hub die Hebamme an, „ob einer dieser Herren artig und gefällig genug sein wird, um einer anständigen Dame einen Dienst zu leisten. Wenn mein theurer Arthur hier wäre, so würde ich nicht lange erst zu suchen nöthig haben, allein er kommt erst um zehn Uhr heim.“

„Einen Dienst der Dame?“ riefen Friedrich und Tony mit einer Stimme. „Wir sind beide bereit!“

Hier erschien die Dame selbst auf der Schwelle der Thüre und sagte mit einem unbeschreiblich anmuthigen Lächeln: „Meine Herren, ich wünsche auf einem kleinen Gange, den ich mit dieser guten Frau unternehme, einen Begleiter, der uns allenfalls zu schützen im Stande ist, wenn wir dessen bedürfen. Ich werde höchstens nur auf eine halbe Stunde Ihre Güte in Anspruch nehmen.“

Frau Wiesentrost sagte, daß diese halbe Stunde,

wenn ihr Arthur da wäre, für diesen mit allem Gold der Erde nicht zu bezahlen sein würde.

„Ich bin bereit,“ sagte Tony.

„Ich bin bereit,“ sagte Friedrich. Beide legten sich ihre Hirschfänger um und griffen zu ihren Mützen.

„Nein, meine Herren,“ hub die Dame an, „nur Einer, wenn ich bitten darf. Zwei wären zu viel und würden auffallen.“

„So werde ich das Glück haben,“ sagte der Pommer, indem er sich rasch eines kleinen Päckchens bemächtigte, das Frau Wiesentrost unter dem Arme hielt.

„Du vergißt,“ bemerkte Tony, „daß deine Cousine heute auf Dich wartet. Ich werde die Dame begleiten, wenn sie es befiehlt.“

„Meine Cousine,“ sagte der Pommer gereizt, „ist gar nicht von der Art, daß sie es mir übel nimmt, wenn ich einmal wegbleibe. Uebrigens erwartet sie mich heute auch gar nicht.“ Er behielt standhaft das Päckchen unter dem Arme.

„Mein Himmel,“ sagte die Dame besorgt, „es wird spät und immer später, und unsre Angelegenheit eilt.“

„So wollen wir gehen;“ sagte der Pommer.
 „Worauf warten wir noch?“

„Ja wir wollen gehen,“ bemerkte Frau Wiesen-
 trost. Sie richtete noch einen besorgten Blick auf
 das Sopha. Da sie aber in dem Berge von Kissen
 nicht die kleinste Bewegung spürte, gab sie Tony
 den Fliegenwedel in die Hand und sagte: „Nicht
 wahr, lieber Herr Schütze, Sie bleiben hier bis
 mein theurer Arthur kommt! Um eine halbe Stunde
 muß der Kranke von dem Fläschchen dort einnehmen,
 zwei Löffel und einen halben. Nun wollen wir gehn.“

Tony war an's Fenster getreten und sprach kein
 Wort, wendete sich auch nicht um, als die Drei fort-
 gingen. Auf der Treppe kehrte Friedrich rasch wie-
 der zurück, legte das Bäckchen in Tony's Hände
 und sagte: „Geh Du!“

Tony nahm rasch das Bäckchen und verließ das
 Zimmer; Friedrich sah ihm nach und sagte: „Er
 hätte mir auch danken können! Es ist mir wahrlich
 schwer genug geworden. Aber so ist er, er dankt
 nie; dazu ist er viel zu stolz. Es ist ein Neuschaz-
 teller.“

Ueber die dunkle Straße, an der Laterne vorbei,
 die eben angezündet wurde, sah er die Drei vorbeiz-
 schreiten; dann bemerkte er noch, wie Tony eine

Droschke herbeischaffte, und wie er zuerst die schöne, graziöse Dame hineinhob, und dann die dicke Frau Wiesentrost, und wie er dann zuletzt selbst einstieg. Dann bog die Droschke um die Ecke und war verschwunden.

Unterdessen war der alte Herr wieder auf der Oberfläche seiner Kissen erschienen, und Friedrich zündete eine kleine überdeckte Lampe an, die er vom Schrank in der Ecke herablangte. Es wurde so heimlich in dem niedrigen Zimmer; der grüne Schein ließ die Ecken dunkel, und dem Pommer war es, als bewegten sich von dort aus allerlei Schatten, die da Lust bezeigten an das Sopha heranzuhuschen, die aber doch nicht kamen, sondern in ihren Winkeln blieben, wo sie unter dem alten Gerüll herumhüpften. Dann war es ihm wieder, als öffnete sich die Thüre leise, und das helle, liebliche Gesicht, das noch vor wenig Minuten sich hier gezeigt, blickte hinein, und die süße Stimme erfüllte wieder den Raum mit Wohlklang.

Der alte Herr brauchte Zeit, von seinem Schrecken sich zu erholen. Er fing ein langes, zeitraubendes Manöver mit seiner Nachtmütze an; endlich brachte er diese in eine Lage, wie sie ihm der Zeit und den Umständen angemessen schien; dann warf er einen

unbeschreiblich freundlichen Blick auf den jungen Mann, der an seiner Seite Platz genommen.

„Ich bin zu Ihrem Beistand da,“ sagte Friedrich.

„Ich danke Ihnen, lieber, kleiner, grüner Soldat.“

Es ward wieder still im Zimmer, und die Schatzen fingen ihr altes Spiel an. Durch Friedrich's Kopf gingen allerlei Gedanken. Es kam ihm erst jetzt recht in den Sinn, daß er ganz allein bei einem Wahnsinnigen Wache hielt, daß dieser arme Verrückte Lust bezeugte ein Selbstmörder zu werden, und daß der Nagel an der Decke, mit Hülfe dessen die schauerliche That vollbracht werden sollte, gerade jetzt Friedrich so recht mit seinen langen, krummen Schatzen in die Augen leuchtete, als wollte er sagen: seht, seht, ich habe gerade solch eine überhängende Spitze, wie jene Nachtmütze dort in den Rissen! Und es war auch wahr. Der Nagel und die Nachtmütze waren sich gleich wie zwei Stiefgeschwister, die den selben Vater haben. Je länger Friedrich den Nagel an der Decke betrachtete, desto unheimlicher wurde ihm das Zimmer und dessen Bewohner; er mußte schnell an etwas anderes denken, und da kam ihm nichts anderes in den Sinn, als die schöne Dame. So geblendet er auch war von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz, so wollte es ihm doch nicht

behagen, daß sie so allein in der Nacht mit einer Hebamme und einem jungen Schützen herumzog, und er wurde ordentlich böse auf sie. Wie er so finster vor sich hingrübete, schlug eine Uhr im Nebenzimmer, und dies erinnerte ihn an die Medicamentflasche, aus der er dem Kranken einzugeben versprochen hatte. Er that es mit der besten Art und verschüttete keinen Tropfen.

„Du bist wohl auch ein Apotheker, mein Sohn?“ fragte der alte Herr.

„Nein, ein Büchsenspanner,“ antwortete Friedrich.
„Mein Vater und Großvater waren Büchsenmacher.“

„Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, auf daß Dir's wohlgehe auf Erden!“ sagte der alte Herr.

„Versteht sich,“ sagte der Pommer.

„Was sagtest Du?“

„Ich sagte, daß verstände sich von selbst; wo wäre wohl ein Sohn, der seinen Vater nicht ehrte!“

„Ich bin ein solcher!“ erwiderte der alte Herr.
„Darum fingen die Gläser auch bei mir zu sprechen an. Sie hätten es sonst nicht gewagt. Aber sie wußten es, sie waren im Hause eines Verfluchten.“

„Das ist ja entsetzlich!“ sagte der Pommer.

„Es ist auch entsetzlich!“ wimmerte der alte Herr. „Die böse Zeit ist über uns gekommen, weil

wir's an unsern Vätern verdient haben. Wer Vater und Mutter nicht ehret, desß Leuchte wird verlöschen in der Finsterniß. Wenn Du einen Stab nöthig hast, so nimm den Segen Deines Vaters; bedarfst Du eines Lenkseils, so nimm die Liebe Deiner Mutter. Wird ein Sohn gerecht befunden, so hat er Söhne, die ihm dienen; ist aber ein Sohn ein Schalk, so zeugt er ein Haus voll Betrüger und Diebe.“ —

„Ihr habt da eine Handvoll hübscher Sprüche,“ sagte der Pommer treuherzig.

„Ich habe noch mehre gewußt,“ sagte der Kranke, „aber mein Kopf ist so voll Pulverdampf, und ich höre immerfort schießen, bald das grobe Geschütz, bald das Musketenfeuer. Immerfort!“

„Es ist alles ruhig,“ sagte der junge Mann.

„Aber es wird nicht so bleiben. Von der geheimnißvollen Büchse des Fremden ist erst ein Drittel geleert; erst ein Drittel!“

„Von welcher Büchse?“ fragte der Pommer.

„Still!“ rief der Kranke, indem er sich aufrichtete; „er ist überall und so könnte er auch hier sein. Still!“

Der Schütze sah sich überall um, besonders richtete er seinen Blick in die unheimlichen Winkel.

Dann sagte er mit fester und ruhiger Stimme: „Es ist Niemand hier.“

„So höre,“ sagte der Kranke. „Ich war in jener Nacht, die ich nicht nennen will, allein im Laboratorium, als es plötzlich im Laden klingelte. Die Burschen und der Unterprovisor waren hinaus, ich weiß nicht wohin. Es war eine Unruhe in der Stadt, eine schreckliche, entsetzliche Unruhe. Das Kind auf dem Schooße der Mutter wollte nicht bleiben. Also, ich kam hinaus, obgleich ich mit Anfertigung eines sehr schwierigen Receptes beschäftigt war. Wer stand da draußen? Ein Mann, fahl und blaß wie der Tod, und auch eben so dürr, in einen kleinen, dürstigen Paletot gewickelt, der ihm kaum bis an die Knicke reichte und eine fatale aschfarbige Couleur hatte, gerade so eine Couleur, wie ich sie nie geliebt habe. Er hatte eine versiegelte Büchse unterm Arm. Was wollen Sie? fragte ich. Wohnt hier, entgegnete er mit einer Stimme, die so klang, als würfe man im Beinhause die Knochen der Todten gegen einander, wohnt hier Herr Eisenhorst, der seinem Vater die Apotheke durch Proceß abgewonnen hat? Ich bin Herr Eisenhorst, sagte ich, das Uebrige geht Sie nichts an. Er lächelte — es war ein ganz verfluchtes

Lächeln, und sagte dann, indem er die versiegelte Büchse halb unterm Paletot hervorbrachte und sie auf den Ladentisch setzte: Ich bin auch ein Apotheker. Ich bitte Sie, mein Freund, diese Büchse für diese Nacht aufzubewahren. Morgen in aller Frühe komme ich sie abzuholen. Bitte, nehmen Sie sich in Acht und lassen Sie Niemand über die Büchse kommen, denn wenn sie geöffnet würde, entstünde großes Unheil. — Ich wollte ihm erwidern: ei, scheeren Sie sich sammt Ihrer Büchse zum Teufel! als ich bemerkte, daß ich allein im Laden war und der Fremde mir gleichsam unter der Hand entwischt war. Aber die Büchse stand auf dem Ladentisch. Ich besah sie, sie hatte eine undeutliche Aufschrift, ich suchte ihren Inhalt zu errathen, es war nicht möglich. Darüber war es bald Mitternacht geworden, und ich ging in mein Schlafkammerlein, mich zu Bette zu legen. So sehr ich mich mühte einzuschlafen, ich vermochte es nicht: der Fremde und seine Büchse schwebten mir immer vor dem Sinn. Ich hörte den Provisor nach Hause kommen, und die Stimme des dienstthuenden Gehülfen, der im Laden irgend ein bestelltes Medicament verabfolgte. Nun wurde alles still. Es duldete mich nicht im Bette, ich erhob mich leise und schlich in den La-

den. Da stand die Büchse noch, und es war mir, als ginge ein geheimnißvolles Leuchten, wie von Phosphor, von ihr aus. Meine Neugier peinigte mich, ein Fieber schüttelte mein Gebein, ich stand im Hemde und hatte bereits die Hand angelegt, um den verpichteten Deckel der Büchse zu lösen. Da dachte ich, es ist doch besser du läßt es, und schlich in mein Bette zurück; ein paar Minuten darauf war ich aber wieder da. Diesmal öffnete ich die Büchse. Es stieg ein dünner, schwärzlicher Rauch hervor, der sich an der Decke des Zimmers verdichtete und dann in schwarzen Flocken niederfiel, gleichsam wie Brandreste; dann kam ein bläulicher Schimmer, der oberhalb der Büchse schwankte und wankte und endlich in einer großen Menge feiner Strahlen emporschoss, die sich überall hin vertheilten. Das ganze Zimmer schien wie in blauem Feuer zu leuchten. Ich stürzte hin an's Fenster, öffnete es, weil ich zu ersticken und zu verbrennen fürchtete. In diesem Augenblick schlüpfen eine ungeheure Anzahl kleiner schwarzer Gestalten aus der Büchse und purzelten über meinen Kopf und meine Schultern hinweg auf die Straße. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand: in dem Augenblicke hörte ich's gegenüber schreien: Um Gotteswillen! beim Apotheker brennt's! Wo —? wo? rief

ich. Da kam es die Straße herunter, allerlei Volkes! unbekannte Gesichter, und ich glaubte in ihnen, wie sie so vorbeizogen, die allerhand Geister der Büchse wiederzuerkennen. Unglück über die Welt! Unglück über die Welt! rief eine Stimme, und eine andere aus der Ferne antwortete: Ja, Unglück! schweres Unglück! — Ich wußte nicht wer da sprach. In diesem Augenblick ging das Schießen los, und Geschrei, Tumult in den Straßen. Ich stürzte vom Fenster und eilte auf die Büchse zu, die ich nun schloß, aber zu spät, denn ihr Inhalt war schon zu einem Drittel geleert. Ganz außer mich rief ich: Fluch über den Fremden! Fluch über seine Gabe! Fluch über Dich selber! tönte es plötzlich um mich her, und ich vernahm nun, wie alle meine Büchsen und Gläser gegen mich zu revoltiren anfangen, wie die Schwämme und die Kräuterbündel sich aufrichteten und über mich in Verwünschungen ausbrachen. Fluch dem schlechten Sohne! schrieen sie, der seinem Vater das Grab gegeben! Fluch über die Zeit, wo alle Ehrfurcht und alle Treue verschwunden ist! Unglück über die Welt! Unglück über Dich! — Und aus der Ecke des Laboratoriums bewegte sich schwerfällig der Destillirkolben, und wälzte sich auf mich zu, und die kleinen und großen

Sprizen schossen dünne, giftige Strahlen ägender Flüssigkeiten auf mich. Aus der Arsenikbüchse stieg ein blaßes, fadendünnes Bürschchen hervor, mit blauen Lippen und einer zerfressenen Nase, das öffnete den Mund und wollte mich anhauchen. Ich wendete mich schauernd ab, da kamen, wie kleine, im Grabe zusammengeschrumpfte häßliche Kinder, die Schwämme auf mich zugehüpft und riefen: Du hast Deinen Vater betrogen, und nun hast Du auch die Welt unglücklich gemacht! Jetzt bist Du uns verfallen! — Und aus allen Ecken und von allen Gestellen und Repositorien rief es: Hinaus, mit dem unnatürlichen Sohn! Hinaus! Er soll mit der Welt untergehen! Hinaus mit ihm! — Da lief ich denn, nachdem ich ein dünnes Rößchen übergeworfen, in die Nacht hinaus, und hab' seitdem die Schwelle meines Hauses nicht wieder betreten. Draußen baueten sie Barrikaden und schossen. Ich war mitten darunter, aber mich traf keine Kugel. Ich erkannte alle die Geister wieder, die aus der Büchse des Unbekannten emporgestiegen waren. Sie lachten mir zu, sie grüßten mich. Du hast uns befreit! riefen sie: nur eine verfluchte Hand konnte uns befreien!“ —

Der Schütze hatte diese lange Erzählung mit

Aufmerksamkeit angehört, dann schwebte ein Lächeln um seinen Mund, allein er unterdrückte, was er sagen wollte und schüttelte nur leise den Kopf.

„Seitdem hab' ich alles verloren, was ich besaß,“ sagte der Kranke, „und seitdem trachte ich sehnlich darnach, aus dieser Welt zu gehen, in welche ich das Unglück gebracht.“

„Sie sind krank, lieber Herr,“ sagte Friedrich. „Das ist das Ganze. Ich habe immer gehört, daß in jener Nacht einige Leute den Verstand verloren hätten, weil sie sich gar so arg erschreckt hatten.“

Aber ich bin nicht unter diesen Leuten!“ rief der Apotheker finster. „Nicht auf eine Secunde hab' ich mein gutes Bewußtsein eingebüßt. Alles das, was ich eben erzählt habe, ist buchstäblich wahr. Und, lieber kleiner, grüner Soldat, ich kann Ihnen die Leute zeigen, die jetzt offen in den Straßen herumgehen, und in den Kammern tagen, die früher in der Büchse des teuflischen Apothekers gesteckt haben. Es ist nur gut, daß ich den übrigen Inhalt der Büchse noch beisammen habe; ich will ihn schon hüten. Ich habe ihn hier unter dem Sopha verwahrt, und Niemand weiß davon.“

Dem Schützen fröstelte. Er wollte gehen, er wollte diesen Mann und dieses Zimmer verlassen,

er wollte wieder auf der Straße unter gesunden Menschen sein; allein er wußte wohl, daß er nicht fortgehen dürfe, weil sonst der Kranke den Versuch zum Selbstmorde wiederholen würde. Und dieser Gedanke war ihm entsetzlich. Er blieb also — es war ein Abend, der gar kein Ende nehmen wollte, der einsamste und niederträchtigste Sonntagabend, den er jemals verlebt zu haben sich besann. Der Wahnsinnige war, nachdem er seine Kräfte durch die aufreizende Erzählung erschöpft hatte, wieder in Schlummer gesunken, und die Lampe, da ihr das Del ausging, drohte zu verlöschen. Bei diesem Kranken, und in diesem Zimmer — allein und in Finsterniß! Das war eine trostlose Vorstellung für den armen Jüngling. Er verwünschte es unzählige Male, seinem Kameraden hierher gefolgt zu sein, aber, indem er seinem Groll diese Richtung gab, fiel ihm ein, daß, wenn er nicht der Einladung Gehör gegeben, er auch die wunderschöne fremde Dame nicht zu Gesicht bekommen, und, indem er sie geschau't, ihr himmlisches Lächeln gesehen, mit dem sie ihm gedankt, als sie ihn so bereitwillig gesehen, ihr den geforderten Dienst zu leisten, schien ihm dies eine zu kostbare Erinnerung, selbst für seine ganze spätere Lebenszeit zu sein, als daß er sie durch die

Schrecken dieser Nacht als zu theuer erkauft betrachtet hätte.

Endlich kam der Sohn der Hebamme, und löste den erzwungenen Wärter von seinem Posten.

Behn Tage strengen Arrest's.

Friedrich Forst eilte nun, noch vor Abschluß seines Urlaubes in der Kaserne anzulangen. Es stürmte und war eine finstere Nacht. Als er an der Thür der Kaserne angelangt war und seine Urlaubskarte hervorbrachte, merkte er, daß er auch die seines Freundes bei sich führte. Sie hatten sich nicht trennen wollen, und somit hatte der Eine beide Karten zu sich gesteckt. Wie sollte aber nun Tony in die Kaserne gelangen? Die Karte mußte bei dem wachhabenden Unteroffizier vorgezeigt und abgegeben werden. Bei dem Belagerungszustand, der über Berlin bestand, ward jede Verordnung doppelt streng eingehalten. Es war nur zu gewiß, Tony war da gewesen, da er aber keine Karte hatte vorzeigen können, war er zurückgeblieben und wartete, in der Nähe vielleicht, die Ankunft Friedrich's ab. Friedrich, ehe er eintrat, blieb

stehen und sah sich um. Die Lichter der Nachbarschaft waren schon erloschen; es war zehn Uhr. Länger konnte er selbst nicht zaudern. Er gab seine Karte ab und verfügte sich auf sein Zimmer, das zum Glück das Fenster der Straße zugekehrt hatte. Er konnte Tony kommen sehen und ihm die Karte zuwerfen. Er blieb also, obgleich er todtmüde war, am Fenster sitzen und spähetete in die regnigte, pechrabenschwarze Nacht hinaus. Es kam kein Tony. Die Uhr schlug elf — es kam kein Tony. Dem armen Friedrich fielen die Augen zu, er hielt sie mit Gewalt offen. — Jetzt regte sich etwas im Dunkeln vor der Pappelallee bei der Kaserne, der Posten am Gewehr rief dieses Etwas, das sich regte, an; Friedrich hielt schon die Karte bereit, da war es aber der Hund des benachbarten Fleischers. Tony kam nicht. Es wurde zwölf Uhr — kein Tony ließ sich sehen. Nun fühlte Friedrich keinen Schlaf mehr. Die Gefahr, in der der Freund schwebte, durch dieses Dienstvergehen herbei beschworen, raubte ihm jede Ruhe. Und wo konnte er sein? Anfangs hatte Friedrich sich die Lage des Kamerasden so angenehm gedacht; in dunkler Nacht, in der Droschke, er und die schöne Unbekannte auf dem Rücksitze, eng beisammen, wie himmlisch konnte das sein! Wie tobte Friedrich, wenn er dachte, ihm hätte

dieses Glück blühen können! Aber die Droschke mußte doch irgendwo halten! Wo hatte sie gehalten? Und welchen Dienst hatte man dann von dem gefälligen Begleiter verlangt? Da lag es! Jetzt wurde Friedrich unruhig. Tony war in dem ganzen Bataillon der ordentlichste, pünktlichste Soldat, was den Dienst anbelangte; er hatte nie einen Verweis erhalten, nie eine Strafe. Bis auf die Hälfte einer Secunde konnte man auf ihn rechnen; eine solche Pünktlichkeit im Halten seines Wortes war noch gar nicht dagewesen. Die Obern führten ihn jederzeit als Beispiel und Muster auf. Und nun — blieb er zwei ganze Stunden über den Urlaub. Friedrich wurde es ganz kalt und wieder siedendheiß, wenn er sich diesen Umstand recht deutlich dachte. Jetzt fühlte er erst, wie er seinen Freund liebte. Selbst vor Friederica, als sie sich beide, den Abend vor dem beabsichtigten Angriff, in der kleinen Schenke am See, ewige Brüderschaft, selbst im Tode, zutranken, hatte er so nicht für Tony gezittert, als er jetzt zitterte. Er wußte, wie gehässig die Stimmung eines Theils der Bewohner der belagerten Stadt gegen die Soldaten war, er wußte, daß man Pläne schmiedete, einzelne Wachtposten anzugreifen und meuchlings zu tödten; konnte nicht Tony dies Loos getroffen haben?

Die schöne Dame — der Himmel weiß, welcher einem Abenteuer sie nachging, und was sie mit ihrem Begleiter vor hatte. Weshalb, wenn ihre Wege offenkundige, gute Wege waren, weshalb hatte sie sich ausdrücklich die Begleitung des Zweiten verboten? Gewiß, weil sie glauben konnte, daß ihre Helfers-helfer mit Einem schneller fertig werden würden.

Der Pommer zitterte vor Wuth. Man mordete seinen liebsten Bruder, sein anderes Herz, und er saß da und konnte nichts für ihn thun.

Da klang durch die Nacht eine leise Stimme:
„Friedrich!“

„Am Gotteswillen, Tony!“

„Ich bin's. Still, daß der Posten uns nicht hört. Die Karte!“

Aber der Posten hatte es schon gehört, und ehe Friedrich die Karte hinabwerfen konnte, so sicher und mit einem Stück Papier umwickelt, daß sie in der Dunkelheit leuchtete, war Tony schon verschwunden und in der Finsterniß keine Maus mehr zu sehen. Der Nachtwind flüsterte in den Pappeln, der Regen schlug an die Scheiben des Fensters.

„Gott sei Dank, er lebt!“ rief der Pommer. Es fuhr ein Gedanke wie ein Blitz ihm durch den Sinn. Der Gedanke lautete: Tony darf keine Strafe

erleiden. Er ist Neuschäteller, er ist ehrgeizig! Es würde sein Tod sein!

Er drehte die Karte in seinen Händen.

Es war halb ein Uhr. — Der Unteroffizier pflegt öfters einzunicken — sagte Friedrich. Er bog sich weit aus dem Fenster. Der Schein aus der Wachstube unten warf nur einen matten Glanz auf die Pfähle, an denen die Schützen ihre Büchsen aufstellen. Das Licht brennt trübe, sagte Friedrich — er nickt — sicherlich, er nickt. Er liest in dem Dienstreglement, und das Dienstreglement — das ist eine Lektüre, bei der selbst der Teufel sich nicht wach zu erhalten versteht.

Es geht! — es muß gehen!

Und damit schleicht Friedrich die Treppe hinab, die Karte Tony's in der Hand. Er öffnet leise die Thür mit dem kleinen Glasschiebfenster, nachdem er erst durch dasselbe zu lauschen versucht, aber den kleinen Vorhang vorgezogen gefunden hat.

Friedrich ist seelenvergnügt. Der Unteroffizier nickt wirklich. Vor ihm auf dem Tische liegen die abgelieferten Karten. Friedrich erkennt schon von weitem die feinige. Er schleicht heran an den Tisch, er schleicht an dem Tische vorbei, er schleicht um den Tisch herum — alles scheinbar ohne Zweck, aber als

er fortgeht, liegt statt seiner, Tony's Karte auf dem Tische. Keine menschliche Seele hat etwas gemerkt. In fünf Sätzen ist Friedrich die Treppe wieder hinauf und in dem Zimmer.

Das Werk ist vollbracht, Tony's Ehre gerettet!

Am frühen Morgen, als die Kaserne wach wird, ist er der erste, der heimlich herauschlüpft. Er findet Tony, der ihn trübselig grüßt. Aber Friedrich ist die Lustigkeit selbst. Wie er wieder in die Kaserne geht, giebt er seine Karte ab. Der Unteroffizier hat sich jetzt an seiner Lektüre erholt und ist vollkommen munter. „Wie ist mir,“ sagt er, „hab ich nicht Ihre Karte gestern Abend in der Hand gehabt.“

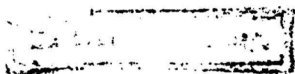
„Unmöglich, Herr Unteroffizier.“

„Freilich, unmöglich! da Sie sie mir jetzt erst bringen. Also die ganze Nacht fortgewesen! Sakrament! und wir leben im Belagerungszustande! Daß Dich!“ —

Friedrich neigte das Haupt und nahm eine bußfertige Miene an.

Auf dem Appell verkündete der Unteroffizier die Strafen. „Zehn Tage strengen Arrest's für Friedrich Forst!“ lautete es. Tony hörte von alledem nichts, er hatte sich krank gemeldet, und lag mit heftigem Kopfsweh fast bewusstlos auf dem Bette. Als

zwei Schützen vortraten, und Friedrich, der seine Waffen hatte abgeben müssen, in ihre Mitte nahmen, um ihn zum Arrestlokal abzuführen, wo lange, schlimme Wachen bei Wasser und Brot, und in einem dunklen, kleinen Gefäß seiner warteten, empfand er nichts von dem Opfer, das der Freund ihm brachte. Friedrich warf aber einen Blick hinauf und sagte zu sich selbst: Der Neuschäteller kann ruhig schlafen.



Das Abenteuer der schönen Dame.

Die schöne Dame saß an Tony's Seite in der Droschke so mäuschenstill und mit niedergelassenem Schleier, als ginge es zum Blutgerüste. Frau Wiesentrost hatte mit ihrem Regenschirm zu kämpfen, der eine große Widerspenstigkeit entfaltete, und ein Gelüste, sich seine Fischbeinrippen unzeitig auseinanderzuschlagen. Zugleich war das mitgenommene Bündelchen von einer ungewöhnlichen Behendigkeit und Rührigkeit, und schlüpfte an dem rechten Knie seiner Trägerin, auf dem es seinen Platz angewiesen erhalten, hinab auf den Boden, wo es sich im Gewühl des feuchten Strohes verlor. Während Tony wieder einmal das Bündelchen auffischte, streifte seine Hand das Knie der schönen Dame, die gleichsam in ihrer Ecke etwas zusammenzuckte; wenigstens schien es dem

jungen Schützen so. Dies gab ihm Stoff, ungewöhnlich viel und ungewöhnlich lange über die ganz besondere Lage, in der er sich befand, nachzudenken. Die Droschke verlor sich endlich in eine sehr enge und abgelegene Straße, nachdem sie das Thor schon längst passiert hatte. Es war in der Nähe einer weitläufigen Baustelle; auf einem öden Plage konnte das Auge, trotz der Dunkelheit, aufgerichtete Gerüste und Baumaterialien aller Art bemerken. Dabei war der Fluß nicht sehr entfernt, und man sah in seinem schwarzen Spiegel die wenigen Lichter widerscheinen, die aus den verstreuten Hütten hervorleuchteten. Tony konnte sich nicht besinnen, diesen Ort jemals gesehen zu haben; seine beiden Begleiterinnen ließen ihm Zeit, hierüber nachzudenken; sie gingen beide in eines der niedrigen Häuser, und gaben ihm auf, Wache vor der Thüre zu stehen. Er setzte sich auf die Bank und stützte sein Haupt in die Hand. Es dauerte nicht lange, so fragte eine rauhe Stimme, was er da wolle. Ein breitschultriger Mann mit einem niedergekrämpten Hut stand vor ihm. Tony erwiderte, daß er mit zwei Frauen gekommen sei, die sich in dem Hause befänden. Der Mann murrte etwas in den Bart und setzte sich neben Tony auf die Bank. Beide saßen lange Zeit stillschweigend neben einander.

„Wer sind die Weiber darinnen?“ fragte endlich der Mann.

„Ich kenne sie nicht,“ entgegnete Tony.

Der Fremde suchte etwas unter der Bank; endlich zog er eine Art hervor und sagte, indem er seine berbe schwielige Hand über die Schärfe des Instruments gleiten ließ: „Besinne Dich wohl, Soldatchen, Du kennst sie wohl.“

Tony antwortete nicht. Jener fragte, indem er die Hand an den Hirschfänger des jungen Schützen legte: „Ist das Messerchen scharf?“

„Ja,“ erwiderte Tony.

„Nun, meine Art ist auch scharf.“

Frau Wiesentrost trat auf die Schwelle der Thür und sah sich nach ihrem Begleiter um. „Lieber Sohn,“ sagte sie, „Du wirst eine Droschke holen müssen; suche eine große und geräumige aus.“ Jetzt bemerkte die Hebamme den Mann auf der Bank und wich in die Hausthür zurück. Jener stand auf, trat in die Thür und rief, indem er seine Art schwang: „Ihr sollt mir alle heraus! Was wollt Ihr hier? Gesindel! Soldatenpack! Verfluchte Gesellschaft!“

„Bleibt! bleibt!“ flüsterte die Erschreckte Tony zu; und dem Sprechenden zugewendet sagte sie: „Ich

bin die Hebamme, und drinnen liegt eine Frau krank. Versteh't Ihr!“

„Sie soll sterben, sie soll nicht leben bleiben! Ich will es, daß sie sterben soll! Die dort — und er zeigte zur Stadt, haben sie zu Grunde gerichtet, nun mögen sie auch ihren faulenden Leichnam haben. Ich selbst trag' ihn dahin, wenn es so weit ist.“

„Wohin, Unmensch?“

„Ich weiß schon wohin.“

„Wie Ihr schlecht seid!“

„Die Brut dort hat uns dazu gemacht!“

Die schöne Dame zeigte sich jetzt auch auf der Thürschwelle; ihre sanfte Stimme sagte: „Mein Gott, so eilt doch — was zögert Ihr! Es ist die höchste Zeit!“ — Auch sie bemerkte jetzt den Arbeiter: „Lieber Mann,“ rief sie bittend, „kommt herein, und helfet uns die Frau drinnen in Betten packen und hinaustragen.“

„Ist sie schon todt?“

„Nein — nein! Aber damit sie nicht sterbe, muß sie jetzt gleich in's Krankenhaus.“

Die melodische Stimme schien Eindruck auf das verhärtete Gemüth des Mannes zu machen. Ohne den Hut abzunchmen, oder sonst ein Zeichen der Ehrfurcht oder auch nur des äußern, rücksichtsvollen

Benehmens zu geben, näherte er sich der Dame, und ihr dicht unter den Hut blickend, und mit dem Daumen rückwärts in die Gegend der Stadt zeigend, fragte er barsch: „Kommen Sie von dort?“

„Ja, ich bin das Kammermädchen der Gräfin Wallensee, und bin hergeschickt worden, um die franke Frau hier zu pflegen.“

Mit einem wilden Hohn in Stimme und Gebärde sagte der finstere Mann: „Sie ist keine Frau, sie ist ein Mädchen!“ Er schlug ein lautes Lachen auf, das über den öden Platz und über den einsamen Fluß tönte.

„Gleichviel,“ entgegnete die Dame stoßend.

Ein Schrei, aus dem Innern des Hauses kommend, ließ sich hören.

„Um Gotteswillen!“ rief die junge Dame, wieder in die Kammer zurückfliehend: „Gilt! — Rettet!“ — Frau Wiesentrost gab Tony einen Wink, und dieser entfernte sich, um den Wagen zu holen. Aber wenige Schritte gethan, kehrte er wieder um; es war ihm unmöglich, das schöne Mädchen hier allein zu lassen, obgleich es ihm nicht wenig aus seinen angenehmen Träumen gestört hatte, zu hören, daß sie nur ein Kammermädchen war. Unentschieden, was er beginnen sollte, hörte er mit Freuden einen Wagen

langsam über die Brücke fahren. Er rief ihn an; es war eine leere Droschke. Jetzt machte man Anstalt, die Kranke, die bewusstlos dalag, aus dem kleinen dumpfen Zimmer zu schaffen.

„Ich werde mitfahren!“ sagte der Mann; „ich muß sehen, wo Ihr sie laßt. Es ist meine Schwester.“

„Seine Schwester!“ rief das schöne Mädchen!
„Seine Schwester!“

Die Leblose wurde in Betten gehüllt, und mit der Decke umhüllt, aus dem Bette gehoben. Frau Wiesentrost und der Schütze faßten an's Kopfende, das hübsche Mädchen faßte an's Fußende. Der, der sich eben für den Bruder ausgegeben, stand, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit einem gleichgültigen und rohen Ausdruck, zuschauend da.

„Helst doch!“ schrie ihm die Hebamme zu.

„Nein!“ tönte die kalte Antwort wieder; „ich hab' versprochen, wenn sie todt ist, sie ihrem Schaze hinzutragen, und das Bündel Sünde und Unglück und Schande und Fäulniß ihm vor die Thür zu werfen, damit er dann den Schinder rufe und den Schmutz zu anderem Schmutz tragen lasse. Ich hab' dann das Meinige gethan. Ehe sie nicht todt ist, rührt meine Hand sie nicht an!“

„Entsetzlich!“ rief die junge Schöne, die Hände ringend. „Entsetzlich!“

Er betrachtete sie mit einem rohen Lachen und erwiederte nichts. Die Drei trugen die Kranke hinaus. Der Bruder blieb zurück und sah sich die leere Stelle an, dann klopfte er das übriggebliebene Stroh auf, das den Holzboden der haufälligen Bettlade deckte, und suchte hier, indem er ein Liedchen pfiff, nach etwas. Offenbar wollte er irgend eine kleine Schmucksache oder ein Stückchen Geld entdecken; da ihm dies nicht glückte, warf er mit einem Fluch die schmutzigen Lumpen zusammen auf einen Haufen, verließ die Kammer und schloß die Thür ab. Auf dem Wagen, in welchem die Kranke lag, nahm er den Platz neben dem Kutscher ein, an dessen brennender Tabakspfeife er seine Cigarre anzündete.

Die zwei Wagen bewegten sich langsam durch die enge Straße, deren Lichter nach und nach zu verlöschen anfangen. Tony hatte die Absicht gehabt, sich hier zu empfehlen, allein ein Blick auf die zwei niedergedrückten, rathlosen Frauen, hatten seinen Entschluß bald wankend gemacht. Er fragte bescheiden, wohin man jetzt zu fahren gedenke. Nach einer kleinen Pause tönte die hierüber erschütterte und wie mit Thränen kämpfende Stimme der jüngeren seiner

zwei Schutzbefohlenen: „In das Krankenhaus auf dem Köpenicker Felde!“ — Tony hörte dies mit Vergnügen. Von jenem Krankenhause, dessen Dasein wir schon erwähnt haben, war es nur eine kurze Strecke zu seiner Kaserne, und er konnte hoffen, zur rechten Zeit zu Hause zu sein.

Durch die stille Nacht hörte man das laute Pfeifen des Mannes auf dem Kutschensitze. Ein leises Bewegen des tiefgesenkten Hauptes, und ein gewisses Etwas, das sich wie eine Art magnetische Wunderwirkung mittheilte, und das der Schütze nicht zu erklären wußte und auch nicht erklären wollte, dessen Wichtigkeit er aber empfand, zeigte ihm an, daß die junge Person in der Wagenecke weinte, und zwar heftig weinte.

Frau Wiesentrost hatte wieder mit ihrem Bündel und ihrem Regenschirme zu thun.

Jetzt erwachte der Sturm wieder, der eine Zeitlang geruht hatte, und er trug die Himmelskraft, große, schwere Wolkenmassen, die er vor sich hinwälzte, und die unter ächzendem Gewimmer einen kalten Nebel und einen feinen, prasselnden Regen niedergleiten ließen. Tony schloß die Fenster des Wagens an der Seite seiner Nachbarin; um dies zu thun, mußte er sich nothwendig weit über sie hin-

beugen, und so vorsichtig er auch zu Werke ging, und so wenig Anlaß er dem armen, der Himmel wußte, mit welcher einem Kummer ringenden Mädchen noch zum Schrecken oder Unwillen geben wollte, er mußte doch auf einen Augenblick seinen Ellenbogen auf ihr Knie stützen. Sie wich wieder etwas zurück, dann aber legte sie ihre Hand — und es war die selbe hübsche, kleine, runde Hand, die Tony schon damals, als sie den Regenschirm hielt, zu bewundern Gelegenheit hatte — auf seine Schulter und sagte ein paar Worte des Dankes. Diese wenigen Worte klangen so lieblich, und es ging von ihnen so eine unerklärliche, fast wunderthätige Macht aus, daß Tony sogleich in seinem Innern den Schwur that, daß er mit dieser interessanten Bekanntschaft heute Nacht nicht zum letzten Male zusammensein werde, daß er sie noch später, und womöglich recht oft wiederzufinden wissen werde. Wir können nicht sagen, ob die Dame, durch dasselbe sympathetische Mittel, durch welches ihr junger Begleiter früher ihre Thränen und ihren Kummer mit empfand, auch seinen Entschluß jetzt sich mitgetheilt fühlte; allein es läßt sich erwarten, daß ihr Genosse, je länger sie in seiner Nähe verharrte, und ihn, vielleicht ohne es zu wollen, beobachtete, ihr immer lieber wurde.

In ihrem Tone, wenn sie zu ihm sprach, in ihrer Geberde, wenn sie sich zu ihm wendete, lag so etwas.

Endlich hielten die zwei Wagen vor dem Thorwege des Krankenhauses.

Das Krankenhaus Bethanien.

Es war einer von den Abenden, wo die Pförtnerin unmöglich — und wenn man ihr eine „Million“ geboten hätte, allein in ihrer rechts von der Treppe angebrachten, geräumigen und selbst eleganten Loge hätte bleiben wollen. Es stürmte wieder „so sonderbar.“ Es war dies kein gewöhnlicher Sturm, wie er hundertmal im Jahre kommt und wieder geht, ohne daß man sich irgendwie zu bekümmern braucht, wo er herkommt und wo er hingeht. Bei gewissen Stürmen, in gewissen Nächten, wie die Pförtnerin behauptete, war es etwas anderes. Seitdem es in Berlin eine Revolution gegeben hatte, seitdem gab es auch eine gewisse Gattung Stürme, und nächtliche Regengüsse, die in ihrem Gefolge Klagelaute mit sich führten, welche man in bisherigen ruhigen Zeiten nie vernommen zu haben sich besinnen

konnte. Diese Stürme kamen von der Seite des Friedrichshain her, und was sie auffingen, während sie über Gott weiß was für Gräber und Hügel hinstrichen, das erzählten sie nun der Stadt wieder, und waren, wie plauderhafte alte Männer, unerschöpflich in ihren Mittheilungen.

Es war der Pförtnerin daher unbeschreiblich lieb, als um neun Uhr der Finger der Krankenfrau No. 9. an die Thür der Loge pochte.

Sie zündete geschwind noch eine Kerze an, und brachte einige Reste des Abendbrotes in eine gefällige Ordnung, indem sie zugleich nach einer Liqueurflasche, die ihren Weg auf eine unbegreifliche Weise aus dem Borrathsschranke, mit der Aufschrift „für augenblickliche Bedürfnisse der Kranken“ hieher gefunden hatte.

Der Wind hatte eben eine so pfeifende, melancholische Tonart angenommen, er war sichtlich so erpicht, auf diese Weise zu beharren, daß die beiden Frauen die Köpfe schütteln und während sie sich ansahen, ausrufen mußten: „Das ist der Wind!“

„Ja, das ist der Wind!“ wiederholte die Pförtnerin. „Belzig, ich kenne ihn! er fährt mit lauter abgeschälten Gerippen und mit lauter hängenden Grabtüchern über unser Dach. Er bringt eine Menge kleiner Kinder mit, die durch die Wolken wimmern,

und sich an die goldenen Knöpfe unserer Thurmspitzen festsetzen, fest überzeugt, es seien die Brüste ihrer Mütter. Ich kenne das! Wenn dieser Wind pfeift, so ist dieses Haus der verwünschteste Aufenthalt, den eine christliche Seele sich denken kann.“

„So ist's,“ sagte No. 9.

„Draußen in der Stadt,“ hub die Pförtnerin an, „ist's jetzt vor lauter Behaglichkeit fast nicht auszuhalten. Alles sitzt ganz nah beisammen, und wenn man Jemanden auffuchen will, so findet man ihn, wenn man über die Straße geht. Aber hier! — Wo ist hier die nächste Straße?“ —

„Meilenweit entfernt!“

„Ja, meilenweit!“ Beide Frauen seufzten. Die Liqueurflasche erschien auf dem Tische, gerade mitten unter den Butterschnitten mit Käse belegt, und den Kuchenresten. Das Erscheinen der Flasche unter dieser Umgebung machte unleugbar einen sehr günstigen Eindruck.

„Das von den Kindern!“ hub No. 9. an, seufzend und die Augen verdrehend, „hätten Sie doch nicht sagen sollen, liebste Blümcke. Wie sie an den goldenen Knöpfen am Giebel saugen! Es ist ein zu angreifender Gedanke! Wenn ich mir vorstellen thu', daß meine lieben Kleinen“ —

„I, Belzig, wer hat denn von Ihren lieben Engeln gesprochen! Thun Sie mir so einen grausamen Schmerz nicht an, daß Sie mir eine solche Indelicatesse zumuthen.“

„Ich wäre nicht hierher gekommen,“ sagte Aro. 9., „wäre mein lieber Mann nicht mit meinen lieben fünf Engeln in den Himmel gegangen. So bleib ich allein zurück, eine einsame Wittwe.“

„Und was bin denn ich?“ seufzte die Pförtnerin, „bin ich etwa etwas anderes als eine Wittwe?“

Wieder stürmte es so melancholisch und piff dabei so höhnisch, und die Liqueurflasche machte den Sprung von einem Glase zum andern.

„Es kommt heute Niemand!“ hub Aro. 9. an, die ihre Erinnerungen gewaltsam bekämpfte.

„Wer weiß,“ entgegnete ihre Freundin. „Seitdem die Charité sich anmaßt ihre Kranken uns aufbürden zu wollen, seitdem hat unsere Oberin noch oft spät in der Nacht Besuch.“

„Die Charité sollte sich schämen. So ein alltägliches, gewöhnliches Krankenhaus ohne Mechanismus und perfekte Maschinengeschwindigkeit; das will mit uns rivalisiren!“

„Ich will Ihnen sagen, Belzig, das mit unsern Maschinen geht auch nicht mit rechten Dingen zu.“

„I, Blümcke! Es sind ja ganz ordentliche, christliche Maschinen.“

„Nun, es wird einmal an's Tageslicht kommen, was sie sind,“ erwiderte die Pförtnerin.

„Gott steh' mir bei,“ seufzte No. 9.

„Ich will Ihnen sagen, Belzig, wenn ich so manches Mal Nachts — spät, spät — noch wach bin, und die Oberin mir befohlen hat, auf irgend etwas Acht zu geben, und wenn dann das ganze Haus schläft bis auf die recht schweren Kranken, die nie schlafen, so höre ich, wie die Maschinen mit einander verkehren. Da geht's im ganzen Hause, von oben bis unten, und oben im Dachgiebel spricht's, und unten im Keller antwortet es. Was sie reden, versteh' ich nicht, aber es ist etwas über uns, über dieses Haus, über die Kranken und ihre Wärter und Wärterinnen. Daß es nichts Gutes ist, darauf will ich meinen armen Kopf verwetten. Schon als der erste Dampfwagen entstand, sagte meine selige Mutter zu mir: gieb Acht, Trude, die Canaille mit der pruhstenden Schnauze fällt noch einmal über uns her und frist uns auf. Das war nur beispieisweise geredet, aber etwas Wahres ist daran. Warum werden denn die Kranken bei uns nie gesund? Die Maschinen wollen's nicht. Warum müssen wir Tag

und Nacht beten? Weil die Maschinen eben so viel Teufel sind, die uns zu Leibe gehen würden, wenn wir nicht jede Secunde am Tage auf unsrer Hut wären. Ich sage Ihnen, Belzig, es geht nicht mit rechten Dingen zu, daß ein Kübel mit schmutziger Wäsche sich im Nu selbst wäscht, selbst trocknet, selbst aufhängt, und dann sich selbst in die gehörigen Falten legt! Das ist noch nie dagewesen. Sie sagen freilich immer, das ist der ungeheure Fortschritt, die nicht auszusprechende Wissenschaft, — nun ich habe in stillen Nächten so meine Gedanken für mich.“

„Gott, Plümecke, es sind doch nicht die Gedanken mit den unschuldigen Kinderkess, die an den Goldpappeln saugen? Nur das nicht, Plümecke, nur das nicht!“ —

„Nein, das ist's nicht,“ entgegnete die Pförtnerin tröstend.

Während dieses Gesprächs unten in der Portierloge, ging oben im prächtigen Betsaal, mit den Fenstern von farbigen Glasgemälden die Oberin langsam und ebenfalls den Einflüssen der Einsamkeit und Langeweile ausgesetzt, auf und ab. Sie hatte ihre hohe, schlanke Gestalt in einen kleinen Pelz gehüllt, der in Art eines fürstlichen Hermelinmantels zugeschnitten war, und um ihre Hüften mit

einer gewissen vornehmen Eleganz paßte. Alles an dieser Dame, die ihr dreißigstes Jahr noch nicht erreicht hatte, war Bornehmheit, Würde und jene graziöse Demuth und Frömmigkeit, die einer schönen Frau so wohl kleidet.

Auch sie hörte auf das eigenthümliche Tönen des Sturmwindes, wie er das einsame, ungeheure Gebäude umbrauste.

Auch sie dachte an vergangene Zeiten und Menschen — aber sie hatte nicht viel Erinnerungen, und unter diesen wenigen befanden sich nur ein paar angenehme, die andern waren alle gleichgültig — o, wie gleichgültig!

Die einsame Dame blieb vor einem Spiegel stehen und ordnete die Falten des Hermelins.

Dann setzte sie ihren einförmigen Gang fort über das Getäfel des kostbaren Parkets.

Sie hörte einen frommen Gesang aus der Tiefe der untern Gemächer tönen, allein der fromme Choral beschäftigte sie nicht im mindesten. Starb vielleicht in diesem Augenblick Einer der Vielen, die sich unter ihrem Schutze befanden? Es war möglich; alsdann erwartete sie mit Ruhe die Meldung der dienstthuenden Diaconissin. Der Fall kam so oft vor, weshalb sollte sie ihm auch nur einen flüchtigen

Gedanken, auch nur das kleinste Theilchen eines Gedankens, eines Traumes opfern? Was ging der Sterbende sie an? Es hatte wieder eine Uhr ausgeschlagen in diesem Hause, wo schon — obgleich es erst so kurze Zeit stand — so viele „letzte Minuten“ gezählt worden waren. Was war es weiter?

Sie aber war zu ewiger Einsamkeit verurtheilt. Das war noch viel schlimmer wie der Tod.

Sie stand einen Augenblick still und horchte, ob nicht an der Klingel des Hauses gezogen würde. Allein es war nur eine wunderliche musikalische Laune des Windes, der in diesem Augenblicke den schrillenden Ton der Hausglocke nachahmte, wie er in dem nächsten Augenblicke das Lachen eines Kindes, den Seufzer einer frohen Braut, das Nöcheln des Sterbenden nachahmte.

Aber jetzt!?

Eine Anzahl von Klingeln wurde plötzlich im Hause geschäftig. Eine Verwirrung von Klingelstimmen, gleichsam ein Babel aus lauter kleinen Eisenfehlen. Die Klingel der Pförtnerin, die Klingel der obersten Diaconistin, die Klingel des Aufsehers, die private und intime Klingel der Kammerfrau der Oberin, die da anzeigte, daß die Klingel der Pförtnerin ihr pflichtschuldigst gerufen habe. In dieser

tiefen Einsamkeit die vielen geschwägigen Metallzungen, — es hatte etwas die Phantastie Anregendes und Beschäftigendes!

„Man kommt! Diesmal ist es nicht der Wind,“ sagte die Oberin, und nochmals blieb sie vor dem Spiegel stehen und ordnete den Hermelinmantel. Wie sie so da stand und ihr Bild im Spiegel betrachtete, dieses schöne, prachtvolle, graziöse Bild, erschien sie sich selbst als eine jener gottseligen und schönen Fürstinnen des Mittelalters, die frommen Stiftungen vorstehen und den Dank „glücklicher Armen“ huldvoll in Empfang nehmen. In diesem Augenblicke empfand sie keine Langeweile.

Sie setzte sich auf einen Stuhl mit hoher, mittelalterlicher Lehne und wartete, daß man eintrete. Es dauerte auch nicht lange, so erschien die Pförtnerin, gefolgt von der diensthabenden Diaconissin. Beide blieben an der Thüre und machten Verbeugungen, die die Oberin, ohne sich von ihrem Sitze zu erheben, mit einem leichten Kopfnicken erwiderte. Die Diaconissin ging nun eilig vor, um der Pförtnerin das Wort abzuschneiden; allein so wie die Pförtnerin diese Absicht der Diaconissin merkte, schoß sie wie ein Pfeil auf den Stuhl der Oberin zu, indem sie rief: „Wieder mal ein Streich von der

Charité, Gnädige; was hab' ich gesagt, sie wird es auf's Aeußerste treiben, die Charité; aber wir wollen alle verloren sein, wenn wir ein Haar breit weichen."

Die Diaconissin hatte jetzt den Vorsprung gewonnen, und stürzte sich geradezu, um jeden ferneren Wettlauf unmöglich zu machen, auf das Ohr der Oberin.

Die Oberin befahl der Pförtnerin, an ihren Posten zurückzukehren.

Jetzt erschienen noch zwei Aufseherinnen.

Die Oberin hatte die Meldung der Diaconissin in Empfang genommen. Ein kleines, halb verachtendes, halb bemitleidendes Zucken der Oberlippe zeigte, wie unangenehm sie gerade ein solcher Fall berührte. „Ist die Person sehr leidend?“ fragte sie.

„D, nicht so sehr, daß man sie nicht anderswo hinschaffen könnte.“

„So weisen Sie sie ab. Unsere Zimmer sind besetzt. Ich kann nicht sagen, wie widerwärtig mir gerade diese Geschöpfe sind, die das Magdalenenstift, um sich in gutem Ansehen bei hohen Personen zu erhalten, mir seit einiger Zeit in großer Anzahl zusendet.“

Die Diaconissin stimmte bei, denn sie lebte mit

dem Magdalenenstift ebenso auf gespanntem Fuße, wie die Pförtnerin mit der Charité. Als sie kaum den Saal verlassen hatte, erschien sie wieder und meldete, mit einer lebhaften Zornesröthe auf den runden Wangen, daß die Kranke bereits in das erste Empfangszimmer gebracht sei.

„Wie! ohne meinen Befehl abzuwarten?“ rief die Oberin, und erhob sich aus dem Stuhl und stützte die Rechte auf die Lehne desselben. Die Stellung war imponirend und grazios zugleich. Eine ehrfurchtsvolle Pause unter den Zuschauern dieser Scene entstand, dann hörte man sechs keifende Stimmen auf einmal ertönen auf der Treppe. Die Thür sprang auf und die Pförtnerin fuhr wie eine Tigerkatz herein und nun gleich mit einem grenzenlosen Muthe auf das Ohr der Oberin zu, an welchem Posten sich die Diaconistin wie eine unbeztechliche Wache aufgestellt hatte.

„Ich weiß — ich weiß!“ rief die Oberin abwehrend. „Die Kranke soll sogleich wieder fort.“

„Es ist himmelschreiend!“ rief die Pförtnerin. „Welche Frechheit von der Charité!“

„Welch' eine Unverschämtheit von dem Magdalenenstifte!“ rief die Diaconistin.

In diesem Augenblicke trat Tony Wickye mit

seiner jungen Begleiterin ein. Hierdurch wurde die Scene bedeutend verändert. Die Oberin verließ ihre imposante Stellung und eilte auf die Eintretende zu. „Theure Gräfin!“ rief sie. „Welch ein erfreulicher Besuch! Welchem Umstand hab' ich's zu danken, Sie noch so spät bei mir zu sehen! —

„Ich bin es, die Ihnen die Kranke zuführt.“

„Sie?“ — Auf einen Wink der Oberin verließen die erstaunten Gehülffinnen den Saal; aber sie blieben alle dicht hinter der Thüre stehen, um den Ausgang dieser Unterredung abzuwarten. „Das ist etwas anderes. Ich hatte den Befehl gegeben, die Kranke abzuweisen. Allein es versteht sich von selbst, daß sie jetzt bleibt.“ Sie zog an der Klingel, und die kaum Fortgeschickten traten jetzt eilig wieder in den Saal. Die Oberin gab den Befehl, die neuangekommene Kranke solle sogleich mit der größten Vorsicht in die dazu bestimmten Räume gebracht und dem Oberarzte des Hauses eine sofortige Meldung gemacht werden. Mit einer Miene holdseliger Gefälligkeit, die dem sonst so stolzen und harten Gesichte sehr gut kleidete, wandte sie sich wieder zu der Gräfin und sagte: „Hab' ich's recht gemacht? Aber darf ich fragen, wer die Kranke ist, die das Glück hat, daß Sie sich für sie interessiren?“

Die beiden Frauen wechselten einen Blick, und sogleich glitt das Auge der Oberin auf Wichye, der in der Nähe der Thüre stehen geblieben.

„Ich vermuthe,“ hub die Gräfin auf Französisch an, „daß die Arme ein Opfer grausamer Frivolität geworden. Meine Nachforschungen sind gerade so weit gediehen, um mir die nöthige Gewißheit verschafft zu haben, daß die Unglückliche von ihrer Seite nicht schuldig ist.“

„Das genügt,“ entgegnete die Oberin. „Ist sie ein Opfer, und zwar ein schuldloses, so ist sie unseres ganzen Mitleids werth. Aber Sie wissen selbst, Gräfin, die Welt ist so schlimm, und die rettende und helfende Hand wird oft mit der empörendsten Kälte zurückgestoßen. Man wird müde zu helfen, wenn man nach keiner Seite hin einen Lohn voraussieht. Wie ist der Name der Unglücklichen?“

„Lotte Werner.“

Die Oberin ging zu einem Täfelchen und schrieb den Namen auf; sie setzte ihn gleichgültig unter so viele andere Namen, die in dem Augenblicke, wo der Griffel bei Seite gelegt wurde, auch ihrem Gedächtnisse schon wieder entschlüpft waren. In dem Buche des Lebens und des Todes, in dem Buche

der ewigen Allmacht standen aber mit Flammenzügen auch diese Namen.

Die Diaconissin erschien nochmals und meldete, daß der Begleiter der Kranken sich durchaus weigere, das vorschriftsmäßige Gebet zu thun, und daß dieser Umstand bereits einen kleinen Auslauf von Neugierigen veranlaßt habe.

„Es ist bei uns Sitte,“ erklärte die Oberin zur Gräfin gewendet, „daß die Angehörigen der Kranken, wenn sie diese überbringen, an dem Lager eine Fürbitte thun, und die Darniederliegenden der Allmacht und Vorsorge Gottes empfehlen.“ —

„Ich werde hinabgehen und hören, warum dies nicht geschieht!“ entgegnete die Gräfin. Tony Wickye näherte sich bei diesen Worten wieder. Seine Mienen drückten eine größere Ehrfurcht aus, aber, wer dieses offene und schöne Gesicht in diesem Augenblicke beobachtet hätte, wäre überrascht worden, daß die Innigkeit und die jugendliche Glut, die noch vor wenig Minuten aus den dunkeln Augen des jungen Schweizers geleuchtet hatte, jetzt daraus verschwunden war. Er hatte, da er natürlich vorzüglich Französisch verstand, den wahren Stand der Dame vernommen, und es hatte ihn gekränkt, daß sie daraus ein Geheimniß hatte machen wollen.

Sein Stolz fühlte sich beleidigt. Vielleicht war er nicht würdig befunden worden, der Begleiter einer Dame von Stande zu sein.

Aber die Art und Weise, wie jetzt die Gräfin ihren Arm in den seinigen legte, indem sie sich die Treppe hinunterführen ließ, überzeugte ihn, daß von ihrer Seite nicht die mindeste Aenderung in ihrem Betragen stattgefunden.

Unten im Vorsaal stand Robert Werner, die Hände in die Taschen der Seite gesteckt, den verdrückten Hut auf dem Kopfe, die Blicke wild um sich werfend und den Kreis der erschreckten Frauen und der wenigen Männer, die sich weiter in den Hintergrund zurückhielten, musternd.

„Beten! Beten soll ich!“ rief die tiefe, drohende Stimme, „und zu wem? Ich weiß, daß im Himmel Keiner ist, der uns hilft, so wie auf Erden sich bis jetzt hat Keiner finden lassen. Wir Burschen — sind auf uns selbst und unsere Fäuste angewiesen. Ich bete nicht — ei, ich wüßte nicht wozu! Die Welt ist anders geworden und wird bald noch viel anders werden. Paßt mal auf. Durch Gebet bringt man's nicht dahin, aber durch die Fäuste! Das haben uns die feingekleideten Herren gesagt, die vor

einem Jahr hinaus kamen zu uns auf die Arbeitsplätze, und sie haben Recht. Die Welt ist anders geworden und wird bald noch viel anders werden. Gebt mir einen Schluck Brantwein! — Ihr wollt nicht? — Nu, laßt's bleiben! Wir sind Narren, daß wir Euch noch viel fragen. Die Herren, die zu uns hinaus gekommen sind auf die Arbeitsplätze, haben gesagt: Wartet nur noch ein Weilchen, wir wollen sehen, ob wir auf unsere Manier durchdringen, geht's nicht, so geben wir das Zeichen, und dann nehmt offen weg, was Euch gefällt, denn Ihr seid die Stärkern. — Nun, das Zeichen wird bald gegeben werden! — Bis dahin — die Fäuste in den Taschen!“ —

Niemand erwiederte auf diese Rede etwas; Niemand bezeugte Lust, sich auf einen Streit über eine Art Tagesphilosophie einzulassen, deren Thesen etwas für das Ohr des Volkes schon fast Gewohntes geworden waren. Man hatte diese Sprache seit den Märztagen gehört, den ganzen Sommer hindurch, und einen Theil des Herbstes und Winters. Sie hatte seitdem nichts von ihrer Schärfe und ihrer wilden Betonung verloren, allein sie verbreitete keinen Schrecken mehr. Die Revolution fing an sich abzunutzen. Aber gerade dadurch, daß man sich an

sie gewöhnte, schläferete sie die Wachsamkeit der Behörden ein und wurde gefährlich.

Der Oberarzt, begleitet von einem imposanten Gefolge von drei Hebammen und einer Windelfrau, erschien, und begab sich in das Krankenzimmer. Die Menge stob auseinander und entfernte sich schleunigst. Die Gräfin und Tony Wickye sahen sich nach Frau Wiesentrost um. Sie kam eben aus der Loge der Pförtnerin.

Der Sprecher, der sich plötzlich verlassen sah, schritt mit einer Miene roher Gleichgültigkeit an der Thür des Zimmers vorbei, aus dem Klageklänge hervortönten, und wo der Arzt eben beschäftigt war. Er rief, sich zur Thür hinbeugend: „Beten werde ich nicht, aber ich verschreibe Deine Seele dem Teufel, Mädchen! Geh' voran und mach' Quartier für Deinen Schatz und seine Freunde, die wir mit Nächstem nachsenden wollen. Es kommt die Zeit, wo wir aufräumen!“

Schauernd schloß sich die Gräfin näher an die Seite ihres Beschützers.

Wie konnte Tony Wickye jetzt darauf antragen, daß man ihn entlasse! Er mußte die beiden Frauen nach Hause geleiten. Es war gar nicht anders denkbar.

An einem Hause unter den Linden hielt die Droschke zum letzten Male. Tony Wickye hatte der Dame seinen Namen nennen müssen. Von den vielen verwirrenden Ereignissen dieser Nacht fühlte sich der Schütze, dessen Organisation nicht die stärkste war, heftig angegriffen.

Idchen und Kindchen.

Es war in der That schon ziemlich lange her, daß das obere Stockwerk eines mäßig großen Hauses, das in diesem entlegenen Stadttheile lag, in welchem wir uns noch immer befinden, von zwei Damen bewohnt wurde, von denen die Eine sich in einem Lockenkopf, ähnlich denen, die die kleinen Mädchen in der Pension tragen, zeigte, die Andere ein glattgescheiteltes Haar trug mit irgend einer Blume, oder wenn die Jahreszeit die Blumen unwahrscheinlich machte, mit einem bunten Bande verziert. In der Straße waren diese beiden Damen etwas sehr Bekanntes. Der Apotheker besann sich, daß vor vierzehn Jahren, als er sich eben seine erste steife Halsbinde umband, und sich seine erste Porzellanpfeife mit dem Portrait der Fräulein Sonntag kaufte, daß schon damals der Lockenkopf und das glattgescheitelte

Haar gerade so und nicht um ein Haar anders existirten, als eben jetzt, und seitdem war der Apotheker in die Reihen der sesshaften Bürger und Eigenthümer getreten. Die Besitzerin der feinen Fleischwaarenhandlung links in der Seitengasse besann sich, daß vor zwanzig Jahren, als die Wiener Würste zum ersten Male in Berlin erschienen und sich den Beifall der Kenner erwarben, daß damals, als sie, ein junges wildes Ding in unbeschreiblicher Unbesonnenheit fortwährend rosenrothe Kleider trug, und immer wieder sich Butterflecke darauf machte, daß damals schon der Lockenkopf und das gescheitelte Haar gerade so existirten wie jetzt, und seitdem hatte die Fleischhändlerin die rosenrothen Kleider — o wie lange schon — abgelegt, und hatte sich und ihr Herz und ihre Wiener Würste dem Geliebten ihrer Jugend geschenkt. Es war etwas Unverwüstliches mit dem Lockenkopf und dem gescheitelten Haar.

Wer jedoch die Dinge nur äußerlich aufzufassen verstand, der ahnete nicht, was im Innern dieser sauberen Zimmer mit den hellen Fensterscheiben und den glattgeputzten Tischen und Stühlen, mit den alten Stickereien und eingefügten verblaßten Bildern vorging. Welch ein Wunder von Schwesterliebe hier herrschte, und wie viel Unschuld und Lieblichkeit, und

wie viel Zartheit und Rücksichtnahme, wie sie nirgends anders in der Welt vorkam, hier täglich und stündlich, zu Tag und Nacht angewendet und verbraucht wurde. Die Schwestern liebten sich mit einer Frische, einer Jugendlichkeit, einer — wenn man so sagen darf — süßen Wildheit; — was alles gar nicht zu beschreiben ist, wenn man nicht will, daß gerade der Blumenstaub von der Blume abgeschüttelt werden soll.

Amenaïde und Glorinde hießen diese Schwestern; aber sie nannten sich selbst Idchen und Kindchen. Idchen war sechsundvierzig Jahr alt, Kindchen, das kleine Ding mit dem Lockenkopfe, neununddreißig. Idchen war um das Anstrengendste bemüht, daß Kindchens unbeschreiblich unerfahrenes und reines Gemüth auf keine Weise von den Dingen der Außenwelt verlegt wurde, und Kindchen dankte ihr diese Vorsorge durch eine so rührende, kindliche und aufopfernde Liebe, durch ein so stetes Hinlauschen und Hinhorchen auf Idchens Athemzüge bei Tag wie bei Nacht, daß kein Schutzgeist eines Gedichts, kein Hüter in einer Romanze erschütterndere Züge von Treue und Aufmerksamkeit an den Tag zu legen im Stande war.

Die Schwestern hatten jede ihr Lieblingsfenster, an dem sie saßen, und Idchen hatte oft gesagt, daß

sie sich das schlechteste ausgesucht hätte, mit der minder lockendsten Aussicht, aber es war nicht wahr. Rindchen freute sich heimlich unbeschreiblich, denn sie hatte sich das Fenster mit noch geringerer Aussicht ausgesucht, und war verurtheilt, mit ihrer unendlichen Unschuld im Herzen immerdar auf die getrockneten Häute zu blicken, die der Gerber ausgehängt hatte, während Idchen ein Fragment verdorrter Pappeln vor sich hatte, und im Hintergrunde einen Laternenpfahl. —

Die Schwestern saßen, jede an ihrem Fenster, und erwarteten die Milchfrau, die um die Morgenstunde immer kam und ihnen Neuigkeiten aus der Stadt brachte.

Es war still im Zimmer; ein Morgenstrahl drängte sich durch die Zweige des Ephen's im Vorzimmer und trat in die Stube ein, gleichsam neugierig, um zu sehen, was da geschehe. Die Kanarienvögel sangen laut. Die Portraits an der Wand hatten ein aufgewecktes und fröhliches Ansehen.

Rindchen sprang auf, legte ihre Arbeit bei Seite und blieb, wie im Anschauen ihrer Schwester versunken, mitten in der Stube stehen, das Lockenköpfchen gesenkt und die Hände in dem Schooß gefalten.

„Was giebt's Kind?“ fragte Idchen mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie nicht mehr

ganz fest war, daß sie schon die herannahende Rührung erschütterte.

„Idchen, willst Du glauben, daß es mir das Herz abpreßt, daß ich nicht ruhig schlummern kann, daß ich nicht eher meinen Frieden wieder haben werde, als bis ich Dir gebeichtet habe?“ — Und hiermit kam sie näher, kniete auf das Bänkchen zu den Füßen der Schwester und sah zu ihr hinauf — so seeleninnig! so fromm und rein!

Idchen kämpfte mit einer unbeschreiblichen Rührung.

Kindchen hatte ihr Haupt tief gesenkt und sprach halb flüsternd und fast ängstlich zögernd: „Ich habe meine Blumen heute begossen, während Du schlummertest, that ich's! O — nun sei böse! recht böse — damit das arme Kindchen ihr ganzes Unrecht fühle.“

Aber Idchen nahm sich fest und verständig zusammen. „Kind,“ sagte sie, „Du wußtest, daß es unsere Abmachung war, daß ich Deine, Du meine Blumen begießen solltest. Es war ein kleiner muthwilliger Scherz unserer Liebe, wenn Du so willst, allein ich will nicht leugnen, es lag eine gewisse Bedeutung darin. Eine Kinderei war es.“

„Gott, Gott! Idchen; sprich nicht so. Es war ein Heiligthum unserer Liebe! Ein Gottesempel.“

„Nein, ich bleibe dabei, eine Kinderei. Wir sind eben noch Kinder. Ich hatte mir ausgedacht: Du willst der Schwester Blumen auf ihrem Lebenspfade pflegen, sie die Deinigen! Siehst Du nun, Engel, daß das eine reine, alberne Kinderei war.“

„Es war ein Vermächtniß und ein Abdruck!“ rief Kindchen; „ein Abdruck von Deiner reinen Seele, die so schön und unvergleichlich in ihrer Liebe ist.“

„Kleine Unschuld, willst Du schweigen. Die Sache ist abgemacht, und zur Strafe werde ich morgen und übermorgen, also zwei Tage nach einander Deine Blumen begießen und Deine Vögel füttern.“

Kindchen erhob sich wie in trostloser Demuth über dieses harte aber gerechte Strafurtheil. Die Schwestern saßen nun wieder und arbeiteten.

Wieder war es still; der Sonnenstrahl guckte sich im Zimmer umher, die Vögel sangen.

Da sprang Idchen auf und umarmte ihre Schwester, und rief mit einer Stimme, der man ganz deutlich die erstickten Thränen anhörte: „Engel, Engel! — böser Engel!“

Und das Lockenköpfchen wandte sich um, lächelte verklärt und flüsterte: „Bin ich das?“ Dann sprang

*

sie im Zimmer hin und her und klopfte in die Hände und sang:

Das Schäfchen auf der Weide
 Hat Wolle weich wie Seide,
 Und um den Hals ein rothes Band;
 Frißt Brötchen aus der Kinderhand —

Mitten in diesem anspruchlosen Liedchen öffnete sich die Thür, und eine Dame in einem gelben Hute, dessen Widerschein die Kupferröthe des Gesichts mit einer Art Goldschimmer überfärbte, trat ein, und nahm sogleich, ermüdet, und nach einem flüchtigen Gruße, den Platz auf dem kleinen Sopha, über welchem die zufriedenen und vergnügten Portraits sich befanden.

Die Schwestern legten ihre Arbeit bei Seite, um sich ganz den Nachrichten zu widmen, die Frau Carlischen mitbrachte. Auf einige Zeit wurde jetzt die Zärtlichkeit und die Kindlichkeit bei Seite gethan.

„Nein, die Welt! die Welt!“ stöhnte die Frau.
 „Ich sage, es ist jetzt bald aller Tage Abend. Länger kann es mit Ehren nicht weiter gehen. Die Butike muß zugeschlossen werden.“

„Nun nun, was giebt's?“ fragten die Schwestern.
 „Giebt's wieder Umeute auf den Straßen?“

„Wenn es das wäre! Ich bin eine brave Re-

publikanerin, mir soll man nicht nachsagen, daß ich mich da widersetzte, wenn die Nation aufsteht, aber nur nicht solche böse Zucht! Ich sage Ihnen, liebe Damen, die ganze Jägerstraße hinunter ein Skandal! Die ganze Krausenstraße ein Skandal! — Die kleine Jacobsstraße — ein Skandal! Vom ersten Hause bis zum letzten Familienzank! großer Tumult, Ehescheidung, Verführung, Untreue! So ist's noch nie gewesen. Meine Mutter hielt sich einen Plan der Stadt, wo alle die Straßen roth bezeichnet waren, wo es einen fortwährenden Skandal gab, ich sage Ihnen, meine Damen, jetzt kann ich meinen Plan nur getrost ganz und gar in rothe Tünche stecken.“

Die beiden Schwestern waren über diesen Zustand der Stadt im höchsten Grade aufgeregt.

„Zuerst komme ich in die Friedrichsstraße. — Es ist richtig: er hat Banquerott gemacht. Mein erster Blick trifft auf den geschlossenen Laden. Die acht Kinderchen, die liebe Frau — es ist gut! Am Bettelstabe! Mein zweiter Blick fällt auf den Seidenladen: Ausverkauf! Also auch! Zehn Kinderchen — keine Mutter, aber dafür ein Geschöpf, das sechs Falbulos an ihrem Kleide trägt, und ächte Granaten in dem Ohrschmuck. Es ist gut: mir recht! rufe ich und koche schon vor Wuth. Da begegnet mir Die, nun,

ich will sie nicht nennen — sieht mich nicht, grüßt mich nicht, ist hochnäsfig, hat einen Muff und einen neuen Mantel. Es ist richtig, sie hat ihren Mann betrogen, sie hält sich einen Liebhaber.“

„Aber lieber Engel!“ rief Idchen, „willst Du nicht draußen nachsehen, ob Jemand an der Thür ist, mir war es so, als klopfte es.“

Frau Carlinchen lachte laut auf: „Ach thun Sie doch nicht so!“ rief sie. „Mir werden Sie doch nichts weiß machen! Das liebe Fräulein könnte ja meine Mutter sein! Die kann alles hören!“

Die Schwestern waren empört über diese Roheit der Nachbarin; allein sie befanden sich zu gleicher Zeit in einer zu ängstlichen Spannung, die weiteren Nachrichten zu hören, um für's Erste an ein Strafgericht zu denken. —

„Jetzt bieg' ich in die Französische Straße, wer wandelt mir da entgegen? Die Wiesentrost. Sie will mir anfangs von ihrem Sohne vorreden, von dem Jüngling, der bei der Thierarzneischule angestellt ist, aber da ich mich für dieses Kalb wenig interessire, bringe ich sie rasch auf andere Gegenstände, und da erfahre ich — Herr Gott, man möcht' die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen über diese Welt!“ —

Die beiden Schwestern rückten wie auf ein Com-

mando, ihre Stühle ganz dicht heran zur Nachbarin, so daß die sechs spitzigen Kniee sich einander berührten, und riefen: „Was denn? Nun, was denn?“

„Nun, es ist richtig.“

„Was ist richtig?“

Die Nachbarin warf ihr gelbes Hütchen mit einem kühnen Stoß in den Nacken zurück und rief: „Nun, es ist die alte Geschichte; ich hatte wieder einmal Recht. Alle Welt ruft: Wer hätte das von dem Manne gedacht! Eine oberste Gerichtsperson, ein Herr in so vornehmerm Amte; ich aber sagte schon damals: so stehen die Sachen mit dem Herrn Präsidenten. Doch nebenbei gesagt: Er ist denn nun endlich ganz verrückt geworden.“

„Der Präsident?“

„Nein! der Apotheker.“

„Ach — was Sie sagen!“

„Total! Man kann ihn nicht mehr bändigen. Er will auf die Straße. Hinaus unter Menschen, weil er immer sagt, der Teufel sei hinter ihm drein, und wolle die Büchse wieder haben, die er ihm zum Aufbewahren gegeben. Da hat sich die Wiesentrost wieder gut geschritten, sie dachte an dem Banquerottirer noch ein Profitchen zu machen, und behielt das Ungethüm im Hause, anstatt daß sie ihn mit beiden

Fäusten in die frische Luft hätte setzen sollen. Jetzt hat sie ihn, nun rumort er in ihrem Hause, schreckt die Kunden weg, und keinen rothen Heller hat sie von ihm. Das Kalb muß ihn noch pflegen. Aber ich komme von meinem Kapitel ab.“

„Ja, Sie wollten vom Präsidenten sprechen!“ riefen die Schwestern.

„Accurat. Doch eine Frage will ich mir noch erlauben. Kennen Sie, mein liebes Fräulein“ — diese Worte waren an Kindchen gerichtet — „den jetzigen Standpunkt in der Politik?“

„Was weiß die Kleine davon!“ rief Idchen. „Ich bitte, fragen Sie sie nicht.“

In der That hatte der Lockenkopf sich niedergesenkt und die Hände im Schooß gefalten. „Nun, gleichviel,“ sagte die Nachbarin: „wissen könnte sie's, denn alt genug ist sie dazu. Ich sage immer, wenn man mich fragt, haben Sie wieder die beiden Fräuleins bei den alten Häuten besucht? Ja, ich besuche sie oft, denn schon als Kind kam ich in's Haus, und sie haben mir Zuckerwerk gegeben. Damals lebte ihr Vater noch, der reiche Tabakshändler Ziebig, der nur die einzige Albernheit hatte, daß er die wildfremden Namen seinen Kindern beilegte, was damals etwas vorstellen sollte.“

„Idchen!“ rief Glorinde! „Man spricht von unserm Vater!“ Die Schwestern umarmten sich. Frau Carlinchen schaute aus dem Fenster und trommelte auf dem Tische, indem sie in ihrem angeblichen Bericht weiter murmelte: „Durch das affectirte Schönthun und die Ziererei haben sie auch nie Männer bekommen, und sind nun mit der Zeit altfüße Zwiebeln geworden, bei deren Anblick Einem schon das Wasser in die Augen tritt. — Doch,“ setzte sie laut hinzu, „wieder auf den Präsidenten zu kommen, so hatte er schon als junges Assessorchen ein lustiges Leben geführt, und das große Amt und die große Gage kam eben recht, um das Haus vom Keller bis zum Dachgiebel zu retten, das den Einsturz drohte. Mein Männchen aber wirthschaftete wieder drauf los, und saß bald wieder so tief, wie er früher gefessen hatte. Man munkelte sogar von Angriffen auf königliche Gelder, allein ich will nichts gehört haben; aber wahr ist's; wenn nicht zum Glück die Demokratie gekommen wäre und die reiche Braut, ich hätte nicht einen faulen Fisch um meinen saubern Herrn gegeben. Jetzt aber ist er oben auf. Die schöne, reiche Braut, die Reden in der Kammer, das liebe gottlose Wesen, das heutzutage so viel Geld einbringt, hat ihm brav die Rippen auswattirt. Mein Mann

ist jetzt ganz schmuck, trägt einen Bart wie ein Don Juan und geht keinem Menschen aus dem Wege. Aber der Teufel ist auch jetzt hinterher. Da wohnt nicht weit vom Schifferdamm ein Kind, achtzehn Jahr ist's jetzt geworden — die, die wird dem Herrn Präsidenten das Leben noch sauer machen. Die reiche Braut ist hinter manche Dinge gekommen, und gestern — ich sage gestern — ist sie mit der Wiesentrost selbst in der Wohnung des armen Burms gewesen und hat dasselbe nach Bethanien gebracht. Ich will nun sehen, mit welcher Cabinetsrede der Herr Präsident diese Interpellation beantworten wird. He! sind das nicht saubere Geschichten?"

Beide Schwestern legten wie verzweifelt die gefalteten Hände in den Schooß und saßen da, wie zwei Madonnen, aber alte Madonnen, ohne Heiligenscheine und Kinder.

„Ach! Himmel! ach Himmel!“ stöhnte Amenaïde, und blickte zu Glorinde hinüber. „Du hast doch nichts davon verstanden, Kind! Es würde mich unendlich schmerzen, wenn Dein Zartgefühl, mein kleines Herzchen, beleidigt worden wäre. Die Welt ist so schlimm.“

Glorinde stand auf und umarmte die Schwester. Frau Carlinchen nahm eine Prise Tabak. „Sind

das nicht Geschichten?“ wiederholte sie triumphirend. „Wo würden Sie in Ihrer Einsamkeit bleiben, meine Fräuleins, wenn ich nicht wäre. Der Präsident ahnt nicht, daß seine Braut hinter seine Schliche gekommen ist. Er ist vergnügt und ruhig. Man hat es ihr schon längst untern Fuß gesteckt, sie hat's aber nie glauben wollen, so fest versichert war sie von dem hohen Werthe des Mannes. Wir Weiber sind darin närrisch. Wenn wir lieben, sind wir schwach.“

„Ich bitte Sie ernstlich, liebe Freundin,“ sagte Idchen, „sprechen Sie in Gegenwart des Kindes nicht von dergleichen. Sie sehen wie sie leidet.“

Der Lockenkopf hatte sich tief auf die Brust gesenkt und saß unbeweglich.

Die Nachbarin sprang wüthend auf: „Na, da hört alles auf!“ rief sie, ihren gelben Hut wieder geschickt mit einem Wurf auffangend, „da muß ich doch sehr bitten. Ich dachte nicht, daß ich in Gesellschaft von Säuglingen wäre! Wahrhaftig, ich glaubte, ich spräche zu Personen, die da längst wüßten, wo Bartel Most holt. Oho! ich will nur fort. Es wirbelt mir vor den Augen. Seht doch — immer wollen Sie doch etwas wissen, und peitschen mich hierher, und wenn ich komme, machen Sie mir

mit Ihren Redensarten und Gesichterschneiden die Hölle heiß. Guten Morgen, guten Morgen; ich komme nicht mehr wieder.“

Die beiden Schwestern schlossen die Erzürnte ein und suchten sie zu beruhigen; dann umarmten sie sich unter einander, indem sie sich, der Himmel weiß zum wie vielten Male, ewige Treue und Liebe schworen.

Frau Carlinchen hatte versprechen müssen, wiederzukommen, und noch recht viel Nachrichten zu bringen. „Wir dürfen diese Frau nicht erzürnen,“ sagte Idchen zur Schwester, „sie zeigt uns immer wieder in lebendigen Beispielen, wie schlecht die Welt ist und wie gut wir daran thun, uns von ihr fern zu halten, und uns zu lieben. Uebrigens sei versichert, Herzchen, ich stürbe auf der Stelle, wenn ich nur einen Tag, nur eine Stunde, was sag' ich, nur den vierten Theil einer Secunde, Dich, mein silberweißes Schäfchen, den Blicken dieser Männer ausgesetzt sähe, welche nichts Hohes und Reines achten. Du kannst es glauben, man trüge mich als Leiche hinaus, wenn ich dergleichen erlebte! Schon der Gedanke daran, daß Deine Blumenfrische von dem leifesten Stäubchen verunreinigt würde, machte mich auf der Stelle zur Leiche.“

„Sei ruhig,“ flüsterte das Lockenköpfchen, „ich gehe ja nicht in die Welt, ich gehe ja nicht von Deiner Seite! Gott, sei nur ruhig!“ —

„Was wäre ich denn,“ rief Idchen, „wenn ich anders handelte? Bin ich nicht die Aeltere? Ist mir nicht Dein wildes, stürmisches Herzchen anvertraut? Wer soll denn darüber wachen, wenn ich nicht wachte?“

Und beide alte Mädchen setzten sich an ihr frugales Mittagmahl.

Der Sonnenschein hatte sich bereits zurückgezogen, wie Jemand, der schon genugsam erfahren hat, wie es im Zimmer aussieht, und dem man nichts Neues mehr sagen kann.

Das Arrest-Lokal.

Friedrich Forst war in einem Stübchen eingeschlossen, das vier Schritt in der Länge und dritthalb in der Breite hatte, und dabei nur ein kleines, hochgelegenes Fenster besaß, vor welchem Eisenstäbe prangten. Ein Bette hatte dieses Zimmer nicht, nur eine Britsche und weiter nichts, keinen Tisch, keinen Stuhl. Seine Nahrung bestand in Brot und Wasser, am vierten Tage gab es etwas warme Brühe. Das war das Gefangenenzimmer eines Soldaten. Die ganze preussische Armee hat es unter obwaltenden Umständen nicht besser. In diesen kleinen, dunkeln Zellen waren wilde, junge Herzen eingeschlossen, von denen einige so fest und bieder waren, daß sie später dem Vaterlande zur Ehre, ja zum Ruhme dienten; es waren nur die Berserker des raschen Blutes, die hierher geführt hatten, nicht

die schweren, dunkeln Verbrechen, die der arme gesunkene Mensch nie gänzlich abbüßt, und die er nur hinter der dichten Decke von Erde dem Auge der irdischen Gerechtigkeit entzieht, nicht diese — die Jugend kennt diese Verbrechen selten, und wo sie sie kennt und ausübt, war hier nicht der Ort, sie zu büßen. Aber dennoch! — arge Vögel waren hier eingesperrt, das war nicht zu leugnen; unverbesserliche Wildfänge, kleine brutale Raufbolde von der gewissen Sorte, die nie Vernunft annimmt, und nie sich mit den zahmen Gesetzen der Civilisation vertraut macht, die daher in ewiger Wanderschaft von einer Correctionsanstalt zur andern sind, und ihre heißblutige Jugend fast ganz hinter kalten, feuchten Mauern und hinter kleinen, vergitterten Fenstern verbringen. Von dieser Gattung waren sehr Viele hier, und es kamen immer noch mehr. Die große Stadt lieferte ihren Tribut.

Friedrich war der unschuldigste von allen, wenn man einen armen tauben Kanonier ausnimmt, der ein Kommando verabsäumt hatte, aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht gehört hatte, was ihm aber die Vorgesetzten nicht glauben wollten.

Friedrich hatte während der kurzen Zeit, daß sie sich sahen, den armen blassen Jungen lieb gewonnen,

und that alles Erdenkliche, um diese Liebe kund zu geben. Der Bommer konnte keine traurigen Gesichter sehen, und hier waren deren so viele. Das machte ihm den Aufenthalt so qualvoll; sonst das Wasser und Brot, die harte Britsche — über diese Dinge lachte er. „Ich will mal sehen,“ rief er, „wer mich so hart betten kann, daß ich nicht schlafen könnte!“

Aber er schlief doch nicht; nicht der harten Britsche wegen, sondern weil er sich vorgenommen hatte, über zwei Dinge anhaltend und gründlich nachzudenken, und zum Nachdenken die stillen Nachtstunden ganz besonders geeignet waren. Das erste dieser Dinge war — wie nun alles werden würde! Ob man den König wieder beleidigen und ärgern werde, und in dem Fall war er entschlossen energisch aufzutreten. Er, für seine Person ganz allein, wollte dem Dinge ein Ende machen. Daheim in seiner Vaterstadt und in der Gegend waren Viele, die gerade so dachten. Sollte das ihm und seinen Freunden nicht gelingen, so hatte er eine dunkle Vorstellung von einer heimlich geladenen Büchse, die er auf den Boden setzte und in die Richtung seiner eigenen Stirn brachte. Aber wie gesagt, dies war nur eine dunkle Vorstellung, denn gleich nebenbei

fiel ihm das Grab seiner Mutter ein, und wie der Vater und die drei andern Brüder mit ihm zusammen davor knieeten, an jenem Abende, wo er Abschied nahm, wo die ganze weite Fläche umher in dem rothen Lichte des Abends schwamm. Der zweite Gegenstand seines Nachdenkens war, wie Tony die ganze Sache mit der Gefangenschaft und dem Billettausch aufnehmen werde, und was er in diesem Augenblicke wohl darüber dächte, und ob er etwa morgen, wo die Arrestanten ihre Bekannten sahen, kommen werde, um ihm ein freundliches Wort zu sagen.

Die Vorstellung, daß er kommen werde, und daß er das freundliche Wort — ganz gleich welches, aussprechen werde, machte, daß Friedrich den Schlaf, der sich schon genahet hatte — wieder viele Meilen weit von sich wegscheuchte.

Er stand auf von der Britsche und stellte sich dicht an die Wand, so daß er in der Nebenzelle gehört werden konnte, und pfiß rasch nach einander eine Menge Melodien, zum Theil heiterer, zum größern Theil schwermüthiger Natur.

Die Schritte in der Nebenzelle wurden immer weniger, je länger Friedrich pfiß, und je ausdrucksvoller er zu pfeifen sich mühte. Der Kamerad, der dort eingesperrt war, und der in seinem Verdruß

und Kummer fortwährend auf und nieder rannte, wurde durch Friedrichs Pfeifen offenbar gezähmt. Er nahm Trost an, und so wie Friedrich das merkte, konnte ihn nichts abhalten, die halben Nächte hindurch zu pfeifen. Besonders war eine gewisse Polka dem Kameraden sehr erwünscht, und die Schritte hörten gleich auf und es wurde ganz stille nebenbei, wenn die ersten Takte der Polka erklangen.

„Es ist lächerlich!“ dachte Friedrich, „ich verstehe nichts von Musik, und doch gelingt es mir, dem armen Burschen dadurch Freude zu machen. Ich will ihn mir mal morgen ansehen, wie er aussieht.“ Und er sah sich seinen Nachbar an, als dieser mit gekreuzten Armen im Hof herumschritt, und es freute ihn zu sehen, daß er lange nicht so finster und wild aussah, wie er sich ihn gedacht.

Aber die dunkeln, einsamen Nächte nahmen kein Ende.

Und die noch viel einsameren Tage! O, es ist etwas Entsetzliches für die Jugend, eingesperrt zu sein, und zu seinem Gefährten nichts anderes zu haben, als die Stille und das Dunkel. Es kommen die Gedanken und gehen, und sie kommen wieder und gehen, und dies ewige Gehen und Kommen peinigt den Boden des Gehirns, daß es das Hin- und Herwandeln, so leise es auch geschieht, zuletzt nicht

mehr ertragen will. Die Seele lauscht auf einen Ton von außen, auf ein bißchen Farbe und Licht, daß eine Neuigkeit sein mag in dem furchtbaren Einerlei dieser Stunden, von denen jede ganz gleich farblos und duftlos ist. Friedrich hielt seine Hand auf der nackten Brust, und wollte die Schläge seines Herzens zählen, aber dieses Klopfen langweilte ihn; er suchte nach seinem Puls, und konnte ihn nicht finden; die Beobachtungen, die er also an dem Blutlauf anstellen, und durch die er sich zugleich unterrichten und zerstreuen wollte, mißlangen gänzlich.

Er dachte nun wieder an den König — und dies war gerade einer der Gedanken, die das Gehirn nicht mehr dulden wollte, weil er wie ein zudringlicher, unverschämter Bettler immer wieder kam, und das Gehirn bereits alles, was es an vorrätigen Entschlüssen besaß, hingegeben hatte. Dasselbe war mit dem Gedanken an Tony eben so wenig etwas anzufangen im Stande.

Am längsten hielt noch der taube Kanonier und der nachbarliche Kamerad Stand.

Friedrich hatte zuletzt alle seine Polka's und Quadrillen angebracht, und wußte durchaus keine neuen. Die Tritte in der kleinen Nebenkammer wurden wieder sehr ungeduldig.

*

Es kam eine unendlich lange Nacht, viel länger und um einen großen Theil dunkler als die vorhergehenden. Friedrich fühlte es ganz kalt zu seinem Herzen dringen; er lag ganz still auf seinen Brettern. Der Nachbar tobte nebenbei. Alle Mittel waren abgenutzt.

Die Nacht, als sie halb vorbei war, nahm einen neuen Anlauf, schöpfte neu Athem und fing ganz von vorn wieder an. Es war die widerspenstigste, unverschämteste Nacht, die man je gesehen. Sie wollte nicht weichen. Friedrich lag mit wachen, groß aufgerissenen Augen auf der Britsche und sah in die Ecken hinein, wo die Kinder dieser eigensinnigen alten Nacht hockten und in ihren schwarzen schmutzigen Lumpen sich flüsternd aneinander drängten. So kam es wenigstens Friedrich vor; denn er hätte schwören mögen, daß in dem Winkel sich etwas bewegte. Aber er war so abgespannt, und sein Kopf, den er mit den beiden untergelegten Händen unterstützte, schmerzte ihn so sehr, daß er nicht daran dachte aufzustehen, um zu sehen was es sei. Dadurch wurden die nächtlichen Phantome so feck, daß sie aus ihrem Winkel herauskamen und sich dicht an die Britsche stellten.

Friedrich sah jetzt weg und in eine andere Ecke.

Da stand der Besen des Wärters und sah ganz wie ein kleiner, furchtsamer Greis aus, der sich mit dünnem Rücken in den Winkel schmiegte.

Jetzt war es aber wieder still — so still, daß man das Abbröckeln am Gemäuer hören konnte, und wie ein wenig Kalk niederrieselte. In dieser Stille erhob sich auf einmal ein Gesang, und der Gefangene vernahm die Worte:

Es ist das alte Preußenvolk nicht mehr!

Es zankt und hadert, ist in sich nicht eins —

Ein Theil zieht hierher — andrer dort hinaus. —

Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,

Des Vaters Stolz ist nicht mehr Sohnes Stolz,

Und Bruder gegen Bruder zieht zur Wehr.

O Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,

So wirst du fallen wie des Schnitters Saat! —

Diese Worte wurden immer wiederholt und es war, als wenn die Nacht mit allen ihren tausend Ohren auf sie lauschte. Friedrich lauschte auch, und jedes Wort ging auf eine wunderbare Weise in seine Seele ein. Der unbekannte Sänger zog seine Klage zuletzt so schwer und leise hinaus, als löste er die Worte von einer lebensgefährlichen Wunde, die er nun verbluten lassen wollte, damit sie ihn tödte. Nie hatte die junge Seele des Soldaten ein solches tiefes menschliches Leid, in Töne gekleidet, vernom-

men. Und der mitternächtliche Sänger ermüdete nicht, bis Friedrich das Lied auswendig wußte, und es ebenfalls hersagen konnte.

Es war eine schauerliche Nacht, und ein schauerliches Lied.

Und wenn Friedrich achtzig Jahre alt werden sollte, er könnte diese Nacht und dieses Lied nicht vergessen.

Das Licht des Morgens war jetzt doppelt Licht, weil es aus dem Boden dieser finstern, ewigen Nacht aufblühte, wie eine Lilie aus ganz schwarzem Erdreich.

Es war nicht möglich herauszubringen, wer der nächtliche Sänger war. Friedrich hätte willig sein Blut tropfenweise sich aus dem Herzen schöpfen lassen, wenn er ihn gesehen! Nie hatte ein menschliches Wesen noch so zu ihm gesprochen. Aber wie gesagt, er erforschte es nicht. Die Kammer zur Rechten sollte leer gewesen sein. Wer hatte aber dann darin gesungen? —

Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr —
 Des Vaters Stolz ist nicht mehr Sohnes Stolz! —
 O Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,
 So wirst du fallen wie des Schnitters Saat! —

Und wieder hatte Friedrich die dunkle Vorstellung von der heimlich geladenen und nach der Stirn ge-

richteten Büchse, die er mit der großen Zehe des rechten Fußes losdrückte.

Jetzt stieg es ihm wie Thränen in's Auge, und er warf sich auf die Britsche und rief: „Ich hab' ja Dich noch, Tony, und wir haben uns ewige Freundschaft geschworen bei Friederica, und ich habe Dich ja noch, mein Vater, und ich hab' mit Dir zusammen gekniet am Grabe der Mutter.

Da kam das Lied aber wieder und mordete gleichsam den Frieden, indem es so eintönig und so still verzweifelnd rief:

D Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,
So wirst du fallen wie des Schnitters Saat.

Die Abendgesellschaft.

Der letzte Tag der Gefangenschaft war gekommen, und draußen wartete Tony, um den Befreiten in Empfang zu nehmen und ihn zurück zu geleiten. Er stand etwas an der Mauer gelehnt, so daß ein Schatten ihn deckte, aber Friedrich's Auge hatte ihn sogleich gefunden. Er ging auf ihn zu, und sie schüttelten sich die Hand. Um alle Schätze der Welt willen hätte Friedrich in diesem Augenblicke nicht die leiseste Anspielung sich erlaubt. Er wußte, wie stolz der Neuschateller war, und wie sehr es ihm Mühe gekostet haben mußte, überhaupt hinzukommen.

„Ein recht schönes Wetter, Wickye“ —

„Ja, aber heute Morgen war es neblig. Die Fenster in der Unteroffizierstube sind neu eingesezt; und unser Major ist auf Urlaub.“

„Das ist sehr merkwürdig, Wickye.“

Sie gingen jetzt zusammen an der Mauer hin; die Anderen waren etwas zurückgeblieben, da konnte Tony es doch nicht länger über's Herz bringen; er reichte halb von der Seite dem Kameraden die Hand und sagte: „Ich danke Dir!“

Dem Pommer schnürte es die Brust zu, als er den stolzen Neuschäteller danken hörte: er konnte nichts weiter erwidern, als: „Denk an Friedericia!“

Sie kamen in der Kaserne an, und dort fand sich schon ein Befehl des Lieutenants mit der großen Korbsammlung, daß Friedrich sogleich zu ihm kommen solle. Friedrich wußte nicht, was der Lieutenant von ihm wolle; der Lieutenant wußte es eigentlich selbst nicht, und war darum in einiger Verlegenheit.

„Kennen Sie die Gräfin Waldensee?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Nicht? I, wie ist das möglich; Sie müssen sie kennen. Es ist meine Cousine. Ich sage nicht, daß Sie sie deshalb kennen müssen, weil sie meine Cousine ist. Verstehen Sie mich?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Da erhalte ich eben einen Brief von ihr, in welchem sie mir aufträgt, Sie zu dem heutigen Abend einzuladen.“

„Zu der Gräfin Waldensee?“

„Ja, zu der Gräfin Waldensee. Mich soll Der und Jener holen, wenn ich das begreife. Allein es ist an der Richtigkeit der Einladung nicht zu zweifeln. Sie müssen sich also bereit machen hinzugehen. Man ist zu neun Uhr eingeladen. Sie haben doch eine Civil-Kleidung?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Nun also — zu neun Uhr!“ Der Schütze war entlassen und der Lieutenant drehte sich dreimal auf dem Absatz herum und rief: „Mich soll Der und Jener holen, wenn ich von den Tollheiten meiner Cousine diesmal nur das Mindeste begreife. Sie macht zu Zeiten geniale Sprünge; ich besitze auch einige Ueberspanntheit in meinem Charakter, wenigstens warf mir das die kleine Mimi vor, als Grund, weshalb sie an meiner Seite nicht glücklich zu werden hoffte, allein diesmal weiß ich — und wenn ich mir den Kopf abschlagen lasse, nicht, wohin sie hinaus will.“

Tony beneidete Friedrich um diesen Gang, aber er sagte nichts.

„Was will sie von mir?“ sagte Friedrich zu sich selbst, als er in den Bereich des hellen Scheines gelangte, den die erleuchteten Fenster der Wohnung der Gräfin auf die Straße warfen. Er ging mit

dem Strom der Gäste die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, und gelangte glücklich in das Empfangszimmer. Hier war es sehr gefüllt mit gepuzten Herren und Damen, die flüsternd und in einer warmen, wohlduftenden Atmosphäre sich hin und her bewegten. Das Gedränge wurde immer größer. Friedrich hatte eine Ecke am Kamin erobert und stand hier wie eingeklemmt. Niemand bemerkte ihn, alles hatte mit sich und seinem nächsten Nachbar zu thun.

Jetzt, dachte der Schütze, jetzt wird die Gräfin auf mich zu kommen, um mir zu sagen, was sie von mir will. Aber keine Gräfin kam. Vielleicht kann sie mich nicht sehen, ich will mich auf die Fußspitzen heben; ein anderes Signal kann ich ihr nicht geben. Er that es, aber es half nichts.

Nach einer Weile verzog sich der Schwarm in die anstoßenden Gemächer. Es kamen nur noch wenige Gäste hinzu, und diese setzten gleich ihren Weg weiter fort. Um keinen Preis der Welt hätte Friedrich sich ihnen anschließen mögen. Er blieb in seiner Ecke.

Jetzt war das Zimmer ganz leer; aber in dem Saale wogte und rauschte es. Friedrich war sehr vergnügt: Die Gräfin hat nur abgewartet, daß sie

mich allein findet, um mir zu sagen, was sie von mir will! — Aber die Gräfin erschien nicht. —

Ein Herr kam an, trat vor den Spiegel, ordnete seine Perrücke, die ein äußerst kurz geschnittenes, kastanienbraunes Haar darstellte, und ging mit einem leichten schwebenden Gang in den Saal. Er hatte Friedrich keines Blickes gewürdigt.

Friedrich war nicht im mindesten darüber beleidigt; aber er wollte nur wissen, was man von ihm wollte. Die Diener trugen Erfrischungen in den Saal und wieder hinaus. Ein Glas Punsch wäre Friedrich sehr willkommen gewesen, aber die Diener boten ihm nichts an; vielleicht sahen sie ihn gar nicht. —

Jetzt kam der Herr wieder und ordnete nochmals an der kleinen Perrücke. Friedrich sah jetzt, daß der Herr alt war, und daß er sich Mühe gab, jung zu erscheinen. Mit jeder halben Stunde, die er im Saale zubachte, wurde er immer um fünf Jahre jünger. Es mußten wunderbare Einflüsse im Saale walten.

Eine Dame erschien, die ein ungezogenes Kind mitbrachte. „Bleibe hier,“ sagte sie, „geh nicht in's Vorzimmer und komme mir auch nicht nach in den Saal.“ Aber kaum war die Dame fort, so wollte

das Kind wo möglich zugleich in den Saal und in das Vorzimmer, von einem so unbändigen Geiste des Ungehorsams war es besetzt. Friedrich machte aus seiner Ecke heraus diesem aufrührerischen Wesen Vorstellungen. Kaum hatte die Dame bemerkt, daß Jemand sich fand, der mit ihr die Lasten der Erziehung theilen wollte, als sie den gutmüthigen Friedrich vollständig anstellte nach dem Kinde zu sehen.

Friedrich hatte jetzt etwas zu thun. Die Zeit wurde ihm weniger lang.

Im Saale unterhielt man sich vortrefflich, aber im Vorzimmer war die Unterhaltung etwas eintönig. Immer dieselben Versuche des Kindes, in das Vorzimmer zu entspringen, immer dieselben Maaßregeln Friedrich's, diese Versuche zu vereiteln.

Zwischendurch als Erheiterung kam der alte Herr, der den Spiegel nicht auf lange entbehren zu können schien. Er war jetzt schon so jugendlich, daß er eine Arie pfiff und mit einem Beine einen kleinen Pas auszuführen strebte. Jetzt bemerkte er Friedrich und sagte zu ihm, indem er sein eingeklemmtes Augenglas aus der Augenhöhle fallen ließ: „Mein Freund, wollen Sie mir einmal gütigst helfen meine Kravate etwas fester zuzuschnüren?“

Friedrich that es sehr gern. Durch dieses Mittel

schleuderte der Herr wieder eine Unsumme von Jahren von sich ab. Sein kleines, verschrumpftes Köpfchen glühte jetzt wie eine Rose, aber ein schlimmer Sticthusten befiel ihn, und er würgte auf eine traurige Weise, so daß Friedrich wieder zusprang, um die Halsbinde zu lösen, allein der Herr hatte die Krise überstanden und ging jetzt äußerst rasch in den Saal.

Das Kind war unterdessen in den Vorsaal geschlüpft.

Friedrich schloß hinterdrein. —

Endlich war der Abend zu Ende, die Gäste entfernten sich; Friedrich war der letzte, denn er hatte bis auf den gänzlichen Schluß der Gesellschaft immer noch gewartet, daß die Gräfin ihm mittheilen sollte, weshalb sie ihn gerufen. Zuletzt war er überzeugt, die Gräfin habe ihn gebeten, um gewissen, von einer großen Gesellschaft untrennbaren Verlegenheiten abzuhelfen. Er war auch ganz befriedigt in dem Bewußtsein, nützlich gewesen zu sein. Aber er fühlte einigen Hunger und auch Durst. Dabei war er müde, denn er hatte im Gefängniß schlecht geschlafen. Eines machte ihm große Freude, er hatte die schöne Unbekannte wiedergesehen, die er bei dem wahnsinnigen Apotheker zuerst erblickte. Hier war sie ihm doppelt schön erschienen, denn sie war glän-

zend gepußt und die Herren und Damen machten ihr fortwährend Verbeugungen.

Wie er durch die Nacht nach Hause ging, fiel ihm wieder das Lied aus dem Kerker ein. Es war, als lebte und webte es in der Luft und führe im nächtlichen Winde dahin, als klammerte es sich an die hier und da noch hellen Fenster und schaute zu den fröhlichen Leuten hinein mit einer Menge blasser Gesichter, eins immer über dem andern, und als verlöschte davon der Glanz der Lichter und würde alles nun finster und still wie das Lied selbst.

Der Lieutenant hatte mit seiner Cousine denselben Abend noch einen Streit: „Warum haben Sie mir meinen Ritter nicht mitgebracht, Better?“ — „Aber mein Gott, Cousine, er war ja den ganzen Abend hier, Sie haben ihn aber keines Blickes, noch weniger eines Wortes gewürdigt!“ — „Unmöglich, Better. Ich hätte ihn, wenn er hier gewesen wäre, unter Hunderten herausgefunden!“ — „Wirklich! Unter Hunderten! Gleichwohl war er hier und Sie haben ihn nicht herausgefunden.“ — „Ich sage Ihnen, das ist rein unmöglich. Sie haben mir doch den Rechten herbefchieden?“ — „Gewiß, Cousine. Sie schrieben mir, daß Sie den Namen gütigst vergessen hätten, daß ich jedoch den Schützen mitbringen

solte, der in der Nacht vom Sonntag bis zum Montag aus der Kaserne ohne Urlaub weggeblieben. Nun, da ist kein Anderer als Dieser, den ich Ihnen heute mitgebracht.“

Die Gräfin verfiel in Nachdenken, und der Lieutenant sagte zu sich selbst, indem er sich entfernte: „Es ist doch ein Unglück, eine geniale Cousine zu haben.“

Der Mann des Gesetzes.

Wer sitzt über Männerehre zu Gerichte?

Wir fragen, wer?

Ist es die bewegte und ewig wechselnde Meinung des Tages? Der Tumult der Stimmen, der verwirrend und betäubend über die Häupter der Kämpfer dahinfährt? Oder ist es der Urtheilsspruch der Nachwelt, dieser kalte, starre, mitleidslose Urtheilsspruch, in dem kein lebendiges, pulsirendes Herz mehr schlägt, das durch keinen warmen wehenden Athem erschüttert wird.

Wer spricht das Urtheil über Männerehre?

Weder jene lebendige, noch diese kalte Richterin. Beide können sich täuschen, beide ungerecht verdammen, beide ungerecht erheben.

Aber wer dann?

Das Herz! das eigene Herz in der Brust.

Nicht der Verstand, denn er hält sich an So-

phismen, nicht das Gewissen, denn es kann zu einer ängstlichen Höhe emporgetrieben werden, von wo aus es die irdischen Dinge nur in verwirrendem Maaßstabe und undeutlich anschaut. Aber in dem Herzen wohnt die Treue, und die Treue entscheidet. Ihr verwandt ist die Demuth, und die Demuth richtet! Wie köstlich, wenn in einem Männerherzen Treue wohnt und Demuth richtet. O über alles köstlich ist ein solches Herz! Wenn die stolzen Stirnen in Staub sinken, wenn die ängstlichen Gewissen verzweifeln, so ist das treue Herz da, das ausharrt bis an's Ende. Glaubt nicht, daß das Herz sich irren läßt! Es wohnt eine Kraft der Ueberzeugung in der Treue, die über alle Gefahren siegt! Es wohnt eine Fülle des Urtheils in der Demuth, die den Verstand der Verständigen zu Boden schlägt.

Ein treues, demüthiges Herz in der starken, festen Männerbrust! Das ist es, das entscheidet über unferre Thaten.

Es ist das Herz des Gerechten.

In der Verwirrung unserer Tage fragt eine Stimme: Wie viele sind solcher Gerechten da? Und die Antwort lautet: Ihre Häupter sind gezählt. Eine stolze und kalte Philosophie, die die Vergötterung des Menschen predigt, hat aus dem Herzen die

Kraft genommen zu lieben, denn die Liebe ist nichts anderes, als das Vergessen des eigenen Selbst. Eine maaflose Genußsucht hat dem Verstande seine Klarheit geraubt, denn der klare Verstand übersieht alle Verhältnisse und weiß, daß die Welt nicht vollkommen ist, und endlich Beide zusammen, der verfinsterte Verstand und das liebeleere Herz haben das Urtheil getrübt. Und so sehen wir die Masse jetzt blind hinführen von ihren Führern, die sie nicht zu führen wissen, bald hierhin, bald dorthin in die Irre geleitet. — —

Wir wollen hier das Bild eines Mannes aufstellen, der sich zu einem solchen Führer der Masse aufgeworfen hat.

Sonderbar; indem wir in sein Zimmer treten, in welchem er noch in später Abendstunde sitzt und schreibt, fällt unser Blick auf ein Bild an der Wand, das sich unmittelbar in den Kreis der oben berührten Gedanken und Bilder stellt. Auf diesem Bilde ist eine Frau dargestellt, die in Lumpen dahergeht und auf ihrem Arme ein Kind trägt. Sie schützt dies arme Wesen mit den Resten eines verstümmelten Regenschirms, den sie dem Andrang des bösen Wettersturms entgegenhält. Sie selbst ist dem Wüthen desselben bloßgestellt. Seht da — ein Bild der

*

Treue! Das Köstlichste und Herrlichste, das Liebste und mit Schmerzen Erkaufte, das soll heilig gehütet werden, mag dann der eigne Leib von der Unbill leiden, mag alles Schlimme über den Träger einbrechen, wenn nur das Getragene, der Schatz vor Gefahr geschützt wird. — So handelt die Treue! Aber weiß der Mann, der unter diesem bedeutsamen Bilde sitzt, und dessen Feder eben flüchtig über das Papier gleitet, weiß dieser Mann von dieser Treue etwas? Ist er ein Hüter und Bewahrer des Schazes, den man ihm anvertraut? Wir wollen ihn selbst fragen, und wenn er auch Alle täuscht, uns wird er nicht täuschen.

Wie schön dieses Gesicht ist! Es richtet sich eben auf. Obgleich nahe den Funfzigen, kann dieser Mann doch noch als in seiner Blüthe stehend betrachtet werden. Seine Züge sind kalt, aber ebenmäßig schön. Das Auge hat Glanz und Leben, die Stirn gewölbt, die Lippen in scharfen aber nicht ungeschälligen Linien geschnitten, der Wuchs groß und die Haltung aufrecht. —

Das Zimmer ist elegant ausgestattet mit Sopha's und Polsterstühlen, Tischen mit Teppichen, Gestellen, auf denen Porzellan und silbernes Geräth prangt — Ehrenpokale darunter, von irgend einer Genossenschaft

dem freisinnigen Kämpfer übersendet und hier prunkend ausgestellt; dann sind noch einige Bilder da, die sich hinter grünen Vorhängen verbergen. Der Mann des Tages ist ein Priester des Genusses. Der Chef eines der ersten Gerichtshöfe des Landes bezieht ein ansehnliches Gehalt und lebt in Fülle. Der noch so wohl conservirte Mann, der eine schöne, vornehme und reiche Braut hat, will sich nicht in Räumen betreffen lassen, die an die trockene und außer Mode gekommene Gelehrsamkeit und Einfachheit des Geschäftsmannes erinnern; er ist der Liebling der Menge, und diese liebt ein glänzendes Spielwerk. Zu dem ist die Arbeit nicht immer erquickend, das Studium selten erfrischend, die Gelehrsamkeit kleidet nicht Allen gut — deshalb Polsterstühle, Spiegel, reiche Frühstücke, schwelgerische Mahle und behagliche Abende! Es ist der Mann, der in einer Stube so riesenhaft, so genial arbeiten kann, wenn er will, daß er damit das Product eines jahrelang mühsam thätigen Pedanten niederschlägt. Dies ist auch eine Eigenschaft des Mannes nach der Mode. Alles an diesem Manne ist interessant, ist die Aufmerksamkeit spannend, ist überwältigend. Dies weiß der Mann, aber man darf ihn deshalb nicht für eitel halten. Wenn man ihn vergöttert, muß er's nicht dulden?

Giebt es ein Mittel, sich der Menge zu entziehen, deren Gott man geworden ist?

Erst vor wenigen Tagen hatte er seinen Eintritt in die Kammer gefeiert. Von der Regierung verfolgt, mit ihr in offenem Zerwürfniß, erlebte er den Triumph, daß die selbe Regierung jetzt mit ihm über die Festsetzung der Verfassung unterhandelte. Er stand als ein gefürchteter Feind der Regierung da. Seine Partei hatte alle Mittel angewendet, ihn in die Kammer zu bringen, und sie hatte gesiegt, nachdem sie vorher die Kerkerthüren gesprengt hatte, hinter denen der Verfolgte auf wenige Tage geschmachtet hatte. Es folgten jetzt Deputationen und Adressen in großer Hast, und alle beglückwünschten ihn, und den Adressen und Deputationen folgten silberne Pokale und goldene Lorbeerblätter. Der Mann der Opposition, der „Volksmann“ stand fertig da.

Aber die Revolution sollte nicht stille stehen, sie sollte weiter gehen. Der Umsturz durfte nicht feiern, er mußte rasch gefördert werden. Die Partei gab zu verstehen, daß wenn sie jetzt das Ihrige gethan, es an ihrem Schützling sei, das Seinige zu thun.

Der Präsident verstand sehr wohl die Winke, die man ihm gab.

Er hatte aber mit einigen Schwierigkeiten zu

kämpfen. Nicht mit den Schwierigkeiten, die ihm sein Gewissen und seine Amtsehre in den Weg legten, über diese war er hinüber, aber die Zerrüttung seiner Kasse und die unangenehmen kleinen Verlegenheiten, die sich auf dem Wege eines Mannes ansammeln, der gerne verbotene Pfade geht. Er hatte große Summen zum Theil an seine eigennützigen Wähler verschwendet, seine eigenen Vergnügungen kosteten ihm nicht minder, und die reiche Braut konnte unmöglich jetzt schon zu einem Auskunfts mittel in Finanzverlegenheit dienen. Zudem hatte der Präsident einen Sohn, der ihn beseindete, der unter dem Scheine der kindlichen Achtung ihm anfing den Gehorsam zu verweigern. Größere Operationen, zu denen Geld erfordert wurde, standen bevor. Correspondenzen gingen geheim, aber doch nicht so geheim, daß der Sohn, der seit einiger Zeit den Späher machte, nichts davon erfuhr. Ansehen und Credit waren beide in Gefahr, wenn es dem Präsidenten nicht gelang, rasch die Braut zur Frau zu machen und den Sohn zu beseitigen.

Aber der Sohn war hartnäckiger und eigenwilliger wie jemals, und die Braut fing an Verdacht zu schöpfen und wurde kühl.

Die Gefahr wuchs mit jedem Tage.

Dabei hatte die Regierung einige tüchtige Talente gewonnen und in die Kammer gebracht. Auch hier also wurde die Gewohnheit zu siegen, jetzt etwas weniger sicher. Die Regierung hatte eine imposante Kraft entwickelt und begann sich, nach langer Ohnmacht, wieder zu fühlen. Auch das war unangenehm.

Er hatte eben einen Brief beendet, in welchem er einen politischen Glaubensgenossen um ein starkes Darlehn anging, indem er zugleich den exaltirten Hoffnungen des Briefempfängers schmeichelte und für die Partei goldne Berge versprach. Nicht in der besten Stimmung erhob er sich jetzt, um seinem Diener zu klingeln, der ihm bei der Abendtoilette, um bei der Gräfin zu erscheinen, behülflich sein sollte. Der Diener führte einen Mann herein und entfernte sich wieder. Der eben Angelangte war einer von den geheimen Commissionären des Präsidenten. Er stattete Bericht ab über die Dinge, die unter der Hand betrieben wurden, und bei denen kein Name genannt wurde. Es waren Wühlereien gemeiner Art, ein Aufheben und Bearbeiten der armen und mißvergnügten Classen. Der Präsident hatte dieses Feld nie ganz aufgegeben. Trotz der Wachsamkeit der Polizei und der wiedererwachten Thätigkeit der

Behörden, trotz dessen, daß die ganze Stadt und der Umkreis derselben militärischer Bewachung übergeben war, gingen diese Operationen ihren Weg fort. Es wurden Versammlungen gehalten und unablässig Emissäre abgesendet, die in den entferntesten Vorstadtschenken den Saamen des Aufruhrs, die Hoffnung auf den doch gelingenden Umsturz bringen mußten. Schmähschriften wurden gedruckt und vertheilt, Verdächtigungen aller Art, Berichte, wie groß und wie weit der Aufstand schon überall verbreitet sei. Dies nannte man „das Volk aufklären,“ und das aufgeklärte Volk wurde dann aufgefordert, seine Souveränitätsrechte geltend zu machen, das heißt Brand und Mord überall hinzutragen, wohin die Führer es für gut finden würden.

Nachdem der Bericht über diese Dinge abgethan war, kam der Commissionär auf das Verschwinden eines gewissen Mädchens zu sprechen, dessen Schicksale wir schon dem Leser mitgetheilt haben. Der Spion wußte nicht, wohin man die Kranke gebracht habe; er versprach aber so bald als möglich darüber Auskunft zu geben. Der Bruder sei verschwunden und die Hütte leer.

Bringen Sie nur vor allen Dingen heraus, wer die Dame war, die das Mädchen fortgeschafft hat.

Mit diesem Auftrag entfernte sich Jener, und der Präsident blieb zurück, unangenehm berührt durch dieses neue mysteriöse Ereigniß. Er brachte unwillkürlich mit diesem Vorfall das entschieden kühle und zurückhaltende Benehmen seiner Braut in Verbindung.

Aber wie sollte sie? — rief die innere Stimme lebhaft. — Ich weiß durchaus keinen Weg, der aus ihrem Cabinet in jene weitentlegene Hütte führte. Aber freilich, den heutigen Frauen ist nichts unmöglich. Die vielen wohlthätigen Vereine, diese boshaften Störenfriede und Spielverderber unsrer Freuden, geben einen so willkommenen Vorwand, sich in die geheimsten Histröchen zu mischen. Es könnte also sein — nun, und wenn auch, ein Grund mehr meine Heirath zu beschleunigen.

Ein Geheimer Obertribunals-Rath, der seinen Abschied aus dem activen Dienst genommen hatte, aber sich noch immer lebhaft an dem Gange der Angelegenheiten betheiligte, trat ein. Es war ein Mann in weißem Haar, mit einer freundlichen und höflichen Miene. So unlieb sein Erscheinen dem Präsidenten auch in diesem Augenblick war, er konnte ihn nicht abweisen.

„Sie und ihre Freunde,“ hub der alte Mann

an, „werden morgen, wie ich höre, der Kammer wichtige Vorlagen machen, namentlich über die neue Organisation des Gerichtswesens. Ich habe da Einiges mitgebracht, diesen Gegenstand betreffend, auf das ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte.“

Der Präsident nahm höflich lächelnd die Papiere und legte sie auf den Tisch.

Der alte Herr sah ernst und klug seinen Mann an.

Der Präsident, mehr um etwas zu sagen, als weil ihm gerade diese Frage wichtig war, sagte: „Sie gehören nicht zu meiner Partei.“

„Doch“ — entgegnete der Alte, indem er dazu ganz besonders freundlich und klug ausah. — „Ich mache schon seit vierzig Jahren Opposition.“

„Mein Himmel, so lange können Sie ja kaum dienen.“

„Gerade so lange. Ich mache Opposition so lange ich diene.“

„Ah —“

„Ja.“ Die großen, freundlichen Augen des alten Herrn schwammen in einem Meer von Runzeln. Er legte die abgemagerte Hand auf den Griff seines Stockes und blickte nun den Präsidenten an mit dem herzlichsten Wohlgefallen, wie man ein schönes Gemälde ansieht.

Der Präsident wurde etwas befangen und versicherte nochmals, daß er die Papiere beachten werde.

Der alte Herr rückte etwas näher und sagte: „Ja, sehen Sie, lieber College, wir Männer von der alten Richtung, die wir es treu mit unserm Herrn und dem Lande meinen, wir machen Opposition unser Leben lang.“

„Aber es fruchtete nichts?“ sagte der Präsident etwas unhöflich.

Der Alte erhob das Haupt und sagte: „Es sollte eben Früchte tragen, als Sie kamen und uns um den Lohn einer fast vierzigjährigen Arbeit brachten.“

„Wie versteh' ich das? Mir scheint das ein Widerspruch.“

„Es ist keiner. Unser altes, liebes Vaterland, dieses schöne Land des Ruhms der Väter mußte umgestaltet werden; allein — um Gotteswillen nicht auf diesem Wege. Die Redlichen im Lande, und vor Allen unser guter König, sind um ihr Theil betrogen worden. Die Aufgabe unsers Herrn, die heiligste Aufgabe seines Lebens war, dem Volke die freisinnige Verfassung zu geben, die schon der Vater versprochen. Er war eben daran sein Wort zu lösen, als diese schmutzige Gemeute —“

„Herr — eine schmutzige Gemeute, und ich nenne

es eine siegreiche Revolution, einen großen Act der Geschichte! Doch lassen wir das!“

„Ja, lassen wir das. Geschehen ist geschehen. Den König, unsern Herrn, hat man um den Glanz und die Palme seines unsterblichen Unternehmens gebracht, und uns redliche Männer, wenn wir nicht ganz umsonst wollen gelebt und gewirkt haben, zwingt man, mit offenkundigen Verräthern zusammen in der Kammer zu sitzen.“

Der Präsident sprang auf und rief zornig: „Herr Geheimerath — ich kenne keinen Verräther in der Kammer.“

„Aber ich kenne welche!“ entgegnete der Alte, und seine Stimme klang sanft, und sein Auge glänzte wo möglich noch freundlicher als früher. Er sah unverwandt den Präsidenten an, indem er fortfuhr: „Sehen Sie einmal, lieber College, zwischen Opposition machen und Opposition machen ist ein Unterschied. Sehen Sie mich an, ich bin auch so ein alter Junge von der Linken, ein unverbesserlicher alter Junge. Aber es lebt in mir ein ungeheurer Gedanke, ein Gedanke, der so riesengroß und so riesenmächtig ist, daß diese Schultern ihn kaum zu tragen vermögen: Es ist der Gedanke: An der preussischen Justiz kein Makel! Sehen Sie, lieber

College, eher die Welt zerschmettern, eher den Altar berauben und das Allerheiligste stehlen — nur an der preussischen Justiz kein Makel!“ —

„Ich muß gestehen“ — hub der Präsident an.

„College!“ sagte der Alte und griff nach dessen Arm. „Wir leben nicht ewig. Was hinterlassen wir unsern Kindern? Schätze, die da Motten und Rost verzehren? Pfui doch! nein. Wir hinterlassen ihnen unser „Recht.“ Daß Einer sein Lebtag ein treuer, gewissenhafter Richter gewesen ist, kann für eine große Sache gelten; es kann aber Niemand ein treuer Richter sein in einem Lande, wo das Recht nicht in seiner ganzen, vollen Glorie dasteht.“

„So will ich Ihnen mittheilen, verehrter College, daß unter dem vorigen Regime das Recht sehr oft gebeugt worden ist.“

„Wird zugestanden,“ entgegnete der Alte; „deshalb machte ich ja Opposition. Aber es war dennoch immer die alte preussische Justiz, die Justiz, die sich einen guten Klang in der ganzen civilisirten Welt erobert hat. Beim Volke war die Justiz in Ehren, jetzt aber ist sie's nicht mehr.“

„Der Beweis möchte Ihnen schwer fallen.“

„Im Gegentheil sehr leicht. Sehen Sie, liebster College, als Sie — fast lauter Richter — damals

zusammensafsen und die aufgelöste Versammlung ihrerseits fortsetzten, als Sie in heimlicher, scheuer Berathung die Steuerverweigerung proclamirten, da wäre — wenn Sie im Recht gewesen wären, das ganze Land aufgestanden, um zu Ihnen zu stehen. Aber es stand nicht auf; Sie hatten ihr Spiel verloren, und nun hieß es: Die, die gegen ihren König, dem sie den Eid geleistet, sich verschworen haben, die sich das Wort gegeben, Aufruhr und Brand in alle Theile der Monarchie zu schleudern — diese sind „Richter.“

„Aber mit Unrecht heißt es so! Das Volk ist noch immer bei uns! Nur der rohen Gewalt sind wir gewichen.“

„Lieber College, Sie täuschen sich. Wäre hinter Ihren Thaten wirklich das Volk gestanden, was hätten diese zwanzigtausend Mann Soldaten hier in der Hauptstadt gefruchtet? Aber nur der Pöbel stand hinter Ihnen und steht noch hinter Ihnen.“ —

„Sie sagen ja doch selbst, auf friedlichem Wege ließe sich keine Besserung hoffen?“ —

Der Alte erhob sich, und die Rechte auf den Stock gestützt, rief er: „Wie Herr! Wann hätte ich das gesagt? Wir gutes Preußenvolk sollten die häßliche, schmutzige Pariser Erfindung mit den Emeuten

und Barrikaden nöthig haben? In unserm klaren, deutschen, ehrlichen Lande sollte es jemals Brauch werden, daß das Volk mit seinem Fürsten so spitzbübisch rechtete? O, Herr College, Sie könnten mich böse machen! Man hätte uns nur machen lassen sollen. Die Alten mit den schlaffen und schlimmen Grundsätzen starben aus, und eine junge Welt trat an die Reihe, eine gute, kräftige, junge Welt — ich habe einen Sohn darunter und auch Sie, Präsident — einen herrlichen Jungen. Sehen Sie, das ist Jugend! Sie bemerken, ich rühme nicht nur das Alter, ich rühme auch die Jugend. Aber es giebt zweierlei Jugend heutzutage, die eine, die ihren braven Vätern ähnlich sieht, die andere, die ihnen nicht ähnlich sieht.“

„Was beweist das Alles?“ fragte der Präsident ungeduldig. „Wollen wir bei dem frühern Gegenstand bleiben. Ich gehöre selbst zu den Steuerverweigerern, ich sage das mit Stolz, und ich bin dennoch vom Volke wieder zu den Kammern gewählt worden!“

„Nicht von dem Volke, von Ihrer Partei, Herr College. Das ist ein großer Unterschied. Sie können es noch lange so treiben; die französische Mode läßt sich noch lange fortsetzen; aber geben Sie

Acht — immer geht's nicht. Es kommt eine Zeit, wo das alte Mode-ist, ganz alte, ganz verachtete Mode. Und dann nehmen Sie sich in Acht. Das Volk, mit dem Sie jetzt gespielt haben, wirft Sie in die Plunderkammer. Herr Colledge, es ist sehr bitter eine abgetragene Mode zu sein, wenn man eben nichts als Mode war."

„Was soll ich denn nach allen diesen Reden mit Ihren Schriften?“ fragte der Präsident gereizt.

„Die Mißbräuche — die Mißbräuche“ — entgegnete der Geheimerath.

„Also Sie geben zu, daß nur durch unsre Kammern der Weg zur Abhülfe möglich ist?“

„Für's Erste, ja; und wir müssen uns Ihnen anschließen. Unser König hat diesen Weg vorgezeichnet, und das Land hat eingestimmt. Aber nur für's Erste. Es werden andere Zeiten kommen.“

„Sie haben eine starke Zuversicht“ —

„Ja, die habe ich. Ich gehe mit dieser Zuversicht in's Grab. Preußen bleibt groß. Die Zeiten der Schmach gehen vorüber.“

„Rechnen Sie die jetzige dazu?“

„Ja.“ —

„So nehmen Sie Ihre Papiere zurück. Ich kann die Ansichten nicht bevorworten, die den Ur-

sprung einer so entgegengesetzten Meinung, wie die meinige ist, haben.“

„Gut, gut, College, so werde ich meine Papiere einem Mitgliede der ersten Kammer übergeben.“

Der Präsident langte nach den Papieren: „Nein, nein!“ rief er. „Bleiben Sie an der Thür, an die Sie einmal angeklopft haben. Wir sind mächtig; ich kann und will in jeder rechtlichen Opposition mitwirken. Mein patriotischer Ehrgeiz schreibt mir dies vor.“

Der Geheime Obertribunalsrath empfahl sich.

Vater und Sohn.

Mehr als alles Andere ärgerte den Präsidenten das, was der Alte über den Sohn gesagt hatte. Immer schärfer trat die Opposition des Letzteren gegen den Präsidenten hervor, dennoch war es noch nicht zu einem entscheidenden Austausch der Ansichten gekommen. Der heutige Abend war dazu bestimmt. Der Präsident hatte nur kurze Zeit bei seiner Braut zugebracht; er hatte sie kühler und zerstreuter gefunden wie jemals, und darüber gekränkt, und dazu in Unwillen versetzt, indem er den Sohn, den er nicht dort erwartete, bei der Dame antraf, kam er mit diesem nach Hause, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen Vater und Sohn.

Der junge Mann, der mit dem Vater die regelmäßig schönen Züge, aber durch einen gänzlich verschiedenen Ausdruck belebt, gemein hatte, war wie

immer ehrerbietig der Aufforderung gefolgt, in's Cabinet des Vaters einzutreten; die Thür wurde sorgfältig geschlossen. Der Vater bot dem Sohne zu rauchen an, und Beide ließen sich auf der rothsammetnen Couchette nieder, die in die Nähe des Kamins, in welchem ein verlöschendes Feuer glimmte, geschoben war.

„Wie geht's mit Deinen Arbeiten?“

„Leidlich.“

„Als ich in Deinen Jahren war, fehlte es mir nicht an Erwerb. Es ist sonderbar, daß gerade die absolutistischen Minister des alten Systems mich beschützten und mich auf den Platz brachten, wo ich jetzt stehe. Es ist wahr, ich besaß die Kunst, meine Ansichten und Absichten gut zu verhüllen. Diese Kunst muß aber jeder Jünger der Themis sich aneignen.“ —

Der Sohn erwiderte nichts.

„Die Freundschaft dauert so lange sie nützt. Ein praktischer Jurist sollte über seine Thüre schreiben: Alle Systeme sind gut, die dazu dienen uns in die Höhe zu bringen. Darin liegt unsere ganze Weisheit. Das absolute Recht hat noch Niemand gefunden.“

Der Sohn schwieg.

„Doch das nebenher. Besuchst Du die hübsche Caroline noch?“

„Nein. Seitdem ich bemerkt habe, daß meine Besuche ihrem Rufe schaden und sie gehindert haben würden eine vortheilhafte Heirath zu schließen, die sich ihr gerade jetzt bietet.“

„Ah!“ rief der Vater lächelnd — „und Du hast Deine Gründe, zu wünschen, daß sie bald heirathe.“

Der Sohn sah ihn lange und forschend an und sagte dann: „Ich verstehe Sie nicht, lieber Vater.“

Der Präsident lächelte und klopfte die Asche von seiner Cigarre. „Man will mich nicht verstehen, aber ich bin nicht anzuführen,“ murmelte er vor sich hin. „Die Mutter ist eine Närrin,“ sagte er laut, „sie hat mich selbst gebeten, daß Du Deine Besuche fortsetzen möchtest.“

„Und das Mädchen hat mich gebeten,“ rief der Sohn, „sie gegen ihre Mutter zu schützen.“

„Und Du gewährst ihr diesen Schutz gegen Deinen eigenen Vorthheil?“ —

„Gegen die ganze Welt, wenn es sein muß. Das Mädchen ist ehrlich. Ich achte die weibliche Tugend.“

„Hm. Von etwas Anderm. Ich habe für Dich eine lohnende Arbeit. Du mußt Dich als Verthei-

diger bei Gericht hervorthun. Das ist etwas, was lohnt. Die Tribünen sind gut besetzt, die Zeitungen geben Berichte. Die Franzosen haben diese öffentlichen Schauspiele aufgebracht, und es ist nicht zu leugnen, sie fördern unsere Sache gewaltig. Die Menge hört prahlende Phrasen, und weiter will sie nichts. Schon im vorigen Sommer wurde ein Individuum bemerkbar, das sich durch die boshaftesten Pasquille auf die Person des Königs und das königliche Haus auszeichnete. Im Verein mit andern Schriften der Art waren diese Erzeugnisse völlig geeignet, jede noch vorhandene Pietät für das Königshaus zu erschüttern. Ich und meine Freunde hatten an diesen Productionen unsere Freude; allein sie wären verrauscht in dem Strome der Zeit, und bald hätte Niemand mehr an sie gedacht; deshalb veranstaltete ich, daß die Verfasser jetzt gerichtlich belangt wurden. Man macht ihnen den Prozeß, und nachdem sie zum Schein anfänglich verurtheilt werden, werden sie später glänzend frei gesprochen. Auf diese Weise wird der sogenannte Hochverrath ein Kinderspiel und dient dazu, das Volk zu belustigen; zugleich aber auch haben diese jetzt so beliebten Prozesse den Zweck, jede Achtung vor dem alten Gerichtswesen und vor dem, was früher als gesetzlich und als verboten galt, zu er-

schüttern und die Begriffe zu verwirren. Das alles fördert uns. Wir bringen die alten Gesetze in den Verruf, daß sie barbarische und unnütze Institutionen seien, völlig geeignet, die willkürliche Fürstenmacht zu unterstützen. Ein solcher Prozeß wird jetzt auftreten, und Du sollst den Vertheidiger jenes sogenannten Hochverräthers machen.“

„Liegt denn das Factum des Hochverraths offen da?“ fragte der Sohn.

„Freilich! Ein jedes Kind kann's fassen; allein um so mehr Ehre, die Sache so zu drehen, daß der Angeklagte unschuldig und wohl noch dazu gar verdienstlich sei. Ein bekannter Sprecher hat bis jetzt das Spiel immer mit großem Gewinn getrieben; allein ich sehe nicht ein, weshalb Du nicht auch einmal an die Reihe kommen sollst.“

„Ich danke Ihnen, mein Vater, für Ihre Fürsorge.“

Der Präsident lächelte befriedigt: „Ich habe damals,“ fuhr er fort, „um Dir nur die ganze Wahrheit zu gestehen, damals selbst die Schmähschriften verfaßt und sie unter dem Namen jenes unbedeutenden Menschen, dem ich für gewisse Dienste, die er mir bei den damaligen Volksversammlungen leistete, Dank schuldig war, und der sich damit etwas Gewisses erwarb, herausgegeben.“

„Sie waren damals, so wie Sie es jetzt noch sind — dem Könige durch ihren Eid verpflichtet, und Chef eines Gerichtshofes, das gerade solche Verbrechen zu verfolgen hat.“

„Ja!“ sagte der Präsident verwundert. „Allerdings war ich das und bin es noch; allein was thut denn das zur Sache?“

Der Sohn schwieg.

Der Vater fuhr fort. „Es wird Dir manchen Scherz machen, die Vertheidigung zu führen. Ich werde dafür sorgen, daß die Tribünen für den Tag recht stark besetzt sind. Was sagst Du dazu?“

„Ich werde,“ entgegnete der junge Mann mit einer leisen Miene des Spottes um seinen wohlgeformten Mund, „den armen Schelm von jeder Strafe lossprechen, um diese Strafe dann auf das Haupt des wirklichen Verfassers der Schriften zu lenken.“

„Vortrefflich!“ rief der Präsident, indem er sich laut lachend in die Polster zurückwarf. „Der bin ich — Niemand anders als ich!“ Der Sohn sah ihn lange und mit einem Blick an, in welchem sich auf eine unheimliche Weise ein verächtlicher Zug mischte. Er stand auf und wollte sich entfernen. Der Vater sagte, plötzlich zum Ernst übergehend: „Was soll das sein? Was ist das? Es ist nicht alles richtig

zwischen uns. Du sprichst Dich nicht aus. Wenn wir uns nicht vertragen können, so wollen wir uns trennen. Ich heirathe, und wird es ohnedies schicklich sein, daß Du für Dich wohnst!" Der Sohn machte eine zustimmende Verbeugung und näherte sich wieder der Thür. Der Vater war auf's Höchste gereizt. Er faßte ihn beim Arm und sagte scharf: „Man antworte, wenn's beliebt. Was ist Dir an mir nicht recht? Was entzweit uns?“ —

Es wäre zu einer heftigen Scene gekommen, wenn der Sohn jetzt geantwortet hätte; er bezwang sich männlich und es gelang ihm, sich vom Vater loszumachen, ohne ihm Rede zu stehen. Der Präsesident blieb mit dem Bewußtsein zurück, daß er an seinem Sohne den aller hartnäckigsten Feind habe.

Die Braut.

In dem großen, schönen, hellen Zimmer, das die Aussicht auf die Linden hatte, unstreitig einer der schönsten Plätze Berlins, saß die Gräfin Constance von Wallensee, und noch im Morgenanzug weilend, beendete sie eben einen Brief an ihre Jugendfreundin. Das Zimmer war, trotz der Eleganz, die in demselben herrschte, einfach zu nennen; der Schmuck war so angebracht, daß er sich mehr versteckte als prahlend hervortrat. Der Teppich, der den Fußboden bedeckte, war von feinem Stoffe, allein ohne jene glühende und bunte Farbmischung, die auffällig wird, prächtig polirte Möbeln, aber von dunkeln Holze, Tischdecken von Braun und Grün, die Wand in einem tiefen Violet und daran wenige, aber gute und große Gemälde, ein mit den schönsten Blumenstauden geschmückter Korbtsch am Fenster, Vorhänge

von schwerem Stoff — machten zusammen einen für den Eintretenden wohlthuenden, aber nicht blendenden Eindruck. In diesen Räumen voll Ruhe und Eleganz bewegte sich die hohe, schlanke Gestalt der Bewohnerin mit jener Anmuth der Formen, die eine in glücklichen Verhältnissen aufgewachsene edle Existenz bekunden. Die von den dunkeln Schattensfarben umspielten Wandspiegel gaben blendend im Lichte die in schneeweißen Mouffelin gehüllte Gestalt. Aus dem weichen Flor traten die zarten Hände, die eben jetzt den gefalteten Briefbogen hielten, mit großer Feinheit der Linien und der Bewegung hervor. Das schwere, dunkelblonde Haar war in so weit geordnet, als seine Fülle an die Wangen hin geglättet hinsloß, dann aber unter einem Spizenhäubchen sich verbarg. Den weißen Nacken mit seiner unbeschreiblich anmuthigen Biegung umschloß ein sauber gefältelter kleiner Batiststreifen.

Sie trat an's Fenster, und einen flüchtigen Blick auf die Pendüle werfend, beschäftigte sie sich wieder mit ihrem Briefe. Wir wollen über ihre Schulter hinüberblicken und den Schluß dieses Schreibens lesen. Er lautete: „Was hätte ich auch für Ansprüche zu machen, Therese? Mein Vater war ein reicher Banquier; durch seinen Ehrgeiz veranlaßt, kam ich dazu

in den Jahren, wo sich das Herz und mit ihm das Urtheil noch nicht entwickelt hat, einem Manne, den ich nicht liebte, noch weniger achtete, meine Hand zu reichen. Diese Ehe, die für mich eine Prüfungs- und Läuterungsperiode war, trennte der Tod. Jetzt darf ich wählen, kein Anderer für mich. Kannst Du Dich nun wundern, wenn ich meinen Geschmack, meine individuellen Meinungen und Ansichten zu Rathe ziehe? Und doch! Du hast sehr wahr — all unser Prüfen und Urtheilen schützt uns nicht vor einer Täuschung. Wie grausam wühlt dieser Gedanke seit einigen Tagen in meinem Herzen. Sellendorf hat sich mir als einen Mann gezeigt, der groß zu denken und kühn zu handeln fähig ist. Ich habe von jeher Sympathie für derlei Naturen gehabt. Er übt einen Troß und eine Keckheit gegen mich, die mir imponirt. Er reißt mich im Sturme mit sich fort, und dieser bedeutend ältere Mann als ich, hat mich bis jetzt ganz zu seinem Eigenthum gemacht. Ich sage bis jetzt! Laß mich schweigen von dem, was Deine arme Constance seit wenigen Tagen leidet! Wie sie mit sich kämpft und wie sie unglücklich ist. Es wird vorübergehen. Meine edle Mutter erzog mich wahr gegen mich selbst, wahr gegen Andere. Könnte ich mich und Andere täuschen, ich wäre glücklicher —“

Der Brief wurde in ein Couvert geschoben und mit einem Siegel versehen. In diesem Augenblicke öffnete der Diener die Thür und führte einen sechs-jährigen Knaben herein, der lebhaft auf die Gräfin zueilte. Es war der jüngste Sohn des Präsidenten.

Der Knabe rief: „Papa kann heute nicht kommen, er ist schon früh in die Sitzung gegangen, aber Bernhard wird kommen, wenn Du's erlaubst.“ Die Gräfin neigte das Haupt. Der Tisch wurde an's Fenster geschoben, und Constance fing an ihren Zeichenapparat auszuliegen. Ein fast ganz beendetes Portrait wurde sichtbar, und der Knabe fragte, indem er sich mit einer bescheidenen und demüthigen Miene dem Tische näherte: „Darf ich sehen?“ Die Erlaubniß wurde ihm ertheilt und er rief: „Ach, das ist ja Bernhard —“

„Nicht Bernhard,“ entgegnete die Gräfin erröthend, „es ist Dein Vater.“

„Ah, nun sehe ich den Bart,“ rief das Kind — „aber der ist so blaß. Wenn der Bart weg ist, so wäre es Bernhard. Der häßliche, große Bart! Der Vater spielt schon seit sechs Monaten Räuberhauptmann. Aber was wirst Du nun für einen Rock machen? Den braunen oder den blauen Frack? Nur

beileibe keine Orden! Der Papa hat gesagt, er wolle seine Orden aus dem Fenster werfen.“

Die Gräfin erwiderte auf dieses kindische Geplauder nichts, sondern zeichnete.

Der Knabe schwang sich mit einiger Mühe auf einen Stuhl neben dem Tisch und schien die Absicht zu haben, seine Mittheilungen noch recht weit auszuspinnen. „Der Papa hat unsere große silberne Suppenschüssel wiederkommen lassen, und eine Menge Löffel und Gabeln; der alte Anton bei uns sagt, die Schüssel wäre unterdessen auf Reisen gewesen und hätte sich die Welt angesehen. Wozu eine solche Schüssel das nöthig hat! — Der alte Vetter, der immer Sonntag bei uns ist und immer ein Stück Pudding in die Tasche steckt, wird nicht mehr kommen; der Vater hat gesagt, er hätte solche alte, gebrechliche und gefräßige Verwandte nicht mehr nöthig. Der alte Vetter wird nun allein in seiner Dachstube sterben. Bernhard wird ihn aber dafür alle Sonntag besuchen und ihm das Stück Pudding mitbringen.“

„Ich denke, Du wirst doch auch zu ihm gehen?“ fragte die Gräfin.

„Ach nein! Wenn der Vater Dich heirathet und dann viel Geld hat und Minister wird, dann würde

es sich nicht schicken, wenn ich in die Dachstuben hinaufliefe.“

„Bernhard denkt nicht so.“

„Ja, der Bruder ist auch ganz verschieden von uns; ich meine von mir und Papa. Wir erleben wenig Freude an ihm. Soll ich Dir erzählen, was neulich sich zwischen Papa und dem Bruder begeben?“

„Nein, ich will nichts davon wissen.“

„Der alte Anton sagt, ich wäre ein ächtes Berliner Kind, ich hätte vor Nichts in der Welt Respekt, ich hätte einen Mund für Zehn, aber wenn man mir nur etwas die Fuchtel zeigte, kröche ich zu Kreuze und leistete passiven Widerstand.“

Die Gräfin lachte laut.

„Ja, so ist's. Wirfst Du auch mich zeichnen, wenn ich einmal Dein Sohn bin? — Das könntest Du denn dort in Deinem Vorzimmer aufhängen, statt der Prinzen und des Königs. Der Vater sagt, diese albernen Portraits ärgerten ihn immer, wenn er herkäme, und an einem schönen Tage würde er sie alle in's Feuer werfen! Es glaubt doch Niemand mehr daran. Um's Jahr haben wir Republik, und da bin ich und der Vater und Bernhard — alle geborne Prinzen. Wie will ich da wirthschaften hier in

Berlin! Die Garden schicken wir sogleich nach Petersburg und Sibirien, damit sie da die Knute aufgezählt erhalten, die Barone und Grafen im Lande lassen wir unsre Stiefel putzen und unsre Kleider ausklopfen. Hast Du schon unsern Katechismus gesehen?"

„Nein.“

„Ich werde ihn Dir mitbringen. Der Vater und seine Freunde haben ihn drucken lassen, und mir hat er zehn Exemplare geschenkt, daß ich sie in der Schule vertheilen soll. Auf dem Titelblatte steht ein ganz proprer Kerl, der haut Köpfe ab, daß es nur fliegt! Hast Du nicht gesehen!“ —

„Ich will Deinen Katechismus nicht. Du solltest in der Schule etwas Gutes lernen, damit Du einmal ein tüchtiger, braver Mann wirst. Das ist meine Meinung, lieber Felix.“

„Ach, nicht wahr, ich soll wohl in die Kirche gehen und Gebete plärren? Der Vater lacht darüber. — Nicht wahr, liebe schöne Mama, Du gibst mir heute wieder ein Zweithalerstück. Ich hab gestern Knöchelchen gespielt und alles verloren, was Du mir vorigen Sonntag gegeben.“

„Ich werde Dir das Zweithalerstück geben, dann mußt Du Dich aber im Vorzimmer ruhig hinsetzen und

Bilder sehen.“ — Der Knabe ging, und der Diener meldete einen jungen Mann vom Garde=Schützen=Bataillon. Tony Wickye trat ein. Die Gräfin wendete sich nach ihm um. Die schlanke, in den glänzenden schwarzen Gürtel geschnürte Gestalt, das erröthende Gesicht, das in der vollen Schöne der Jugend prangte, machten ohne Zweifel auf die Empfängerin dieses Besuchs den günstigsten Eindruck. Sie lud ihn ein näher zu treten, und mit freiem Anstande folgte der junge Soldat dieser Einladung.

„Nun, was bringen Sie mir, mein tapferer Begleiter?“ fragte die Dame lächelnd.

„Zuerst dieses Taschenbuch zurück,“ entgegnete der Befragte. „Es enthält die Geldsumme unberührt, die Sie hineingelegt, zugleich einen kleinen, beschriebenen Zettel. Ich mußte mich von dem Inhalt in Kenntniß setzen, um zu wissen, daß nichts fehle.“

Die Gräfin nahm das Päckchen Cassenscheine und legte es bei Seite; dann öffnete sie nochmals das Täschchen und zog ein sauber zusammengefaltetes Papier heraus, das sie flüchtig und erröthend betrachtete und es dann zu dem Gelde legte, indem sie sagte: „Ich habe nicht gewußt, daß dieser Brief darin war. Sie haben ihn nicht gelesen?“

„Wie sollt' ich?“ sagte der junge Mann, und

eine Miene des Unwillens und der Beschämung glitt über sein Antlitz. „Was Sie mir anvertrauen, gnädige Frau, ist mir heilig.“

„Verzeihen Sie, es war auch eine müßige Frage. Nun, und weshalb bringen Sie mir das Geld zurück?“

„Weil ich die Kranke nicht mehr in dem Krankenhaus fand.“

„Wie! Ist's möglich! Wo ist sie denn geblieben?“

„Sie ist fortgeschafft worden. Gestern Nachmittag. Ein Herr mit einem ärztlichen Zeugniß versehen und sonst noch durch Papiere sich legitimirend, hat die Kranke in einem Wagen abgeholt.“

„Und die Oberin hat sie ihm ohne Weiteres ausgeliefert.“

„Sie gesteht, daß sie geglaubt habe, dieser Herr sei von Ihnen abgesendet.“

„Wie kann sie das glauben! Mein Himmel! Und wohin ist die arme Todtkranke gebracht worden?“

„Das weiß man nicht. Das Kind ist für's Erste noch dageblieben.“

„Wie, ein Kind?“

Der junge Schütze erröthete wie ein Mädchen, indem er der schönen Frau gegenüber, die ihn auf-

merksam und mit gespannten Blicken ansah, heraustratete: „Sie ist niedergekommen vor drei Tagen — das Kind ist sehr schwächlich; es wird nicht lange leben. Die Oberin wollte Ihnen das ausführlich schreiben, gnädigste Frau. Mich wundert, daß sie es nicht schon gethan hat.“

Die Gräfin schwieg verstimmt und überrascht. Sie wollte noch eine Frage thun, aber auf das peinlich verlegene Gesicht ihres Gastes blickend, unterließ sie diese Frage.

Der Schütze erhob sich. „Mein Auftrag ist ausgerichtet,“ sagte er, „ich darf nicht länger lästig fallen.“

„Wollen Sie nicht bei mir speisen?“ sagte die Gräfin mit großer Anmuth. „Sie finden ein paar Freunde, die viel gereist sind und auch in Ihrer Vaterstadt sich aufgehalten haben.“ Der Soldat dankte höflich und nahm die Einladung an. Die Gräfin stand auf, um aus einem Kästchen etwas für ihren Zeichentisch zu nehmen; sie ging dem Spiegel nicht vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerten. Ihre Augen begegneten denen des jungen Schweizers, der ihr mit einem verklärten, aber dabei ehrerbietigen Ausdruck nachschaute. Sie erröthete.

Er zog sich zur Thür zurück. Noch einmal um-

schauend fragte er: „Darf ich meinen Kameraden mitbringen?“

„Ich wollte Sie eben darum bitten.“ Tony Wickye entfernte sich. Die Gräfin, als sie sich allein sah, nahm jenes Billet nochmals zur Hand, und es an ihre Lippen ziehend, hauchte sie einen flüchtigen Kuß darauf. „Das ist das Einzige, was ich von ihm habe,“ flüsterte sie; „wie unvorsichtig geh ich mit meinen Reichthümern um.“

Felix riß die Thür auf und rief: „Bernhard ist da — darf er hereinkommen?“

Sie versteckte rasch das Billet in ihr Arbeitskästchen, und jetzt winkte sie dem Knaben bejahend zu. „Komm Du nur auch,“ setzte sie hinzu, „ich höre Dich doch im Nebenzimmer poltern und singen und hab' keine Ruhe.“ Der Knabe stürmte mit seinem Bilderbuche hinein, und ihm folgte der Assessor.

Die Gräfin ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Er hielt sie eine Weile in der seinigen. Dann wandte er sich zum Bruder und sagte: „Geh hinaus!“

„Oho! ich geh nicht! ich bleibe! Mama hat gesagt, daß ich hereinkommen soll.“

Bernhard sah die Gräfin an mit einem flüchtigen, verbüfterten Blicke des Vorwurfs. Sie senkte

die Augen. Es entstand eine kleine Pause. Er setzte sich auf den Stuhl an ihrem Zeichentisch nieder. „Ich bringe Ihnen die Bücher, die ich versprochen,“ hub er an. „Sind Sie heute Abend zu Hause, und kann ich kommen und Ihnen vorlesen?“

„Es wird mir lieber sein, wenn Sie heute Mittag kommen; Sie sollen mir helfen die Berichte eines meiner gelehrten und weitgereis'ten Verwandten ertragen. Für meine Schultern allein ist diese große Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit zu schwer.“

„Gut, ich werde Mittag kommen und auch Abend.“

„Erlaubt das Ihre Zeit?“

„O, Bernhard ist ein fauler Arbeiter, sagt der Vater,“ rief Felix vom Buche aus; „er thut nie das, was er soll. Und dann läuft er immer in allerlei Stadtwinkel, Gott weiß wohin. Gestern zum Beispiel ist er mit einer ganz fremden Person in der Louisenstraße umhergefahren, in der Nähe der Charité“ —

Constance fuhr sichtlich zusammen bei diesen Worten.

Bernhard achtete des Geplauders nicht. Erst als er die Gräfin zusammenfahren sah, fragte er rasch: „Was ist Ihnen?“ Sie bezwang sich und sah ihn

ruhig und lächelnd an. „So kommen Sie denn am Abend,“ sagte sie, „ich werde Sie erwarten. Sollte sich Ihr Vater nicht bewogen fühlen, auch mit uns Theil an der Lektüre zu nehmen?“

Der junge Mann sagte halb leise und mit einer vor innerer Erschütterung schwankenden Stimme: „Sie wissen, wenn er kommt, so komme ich nicht. Und Constance, ich habe Ihnen so viel — so viel zu sagen. Es sind Dinge, die ich nur Ihnen, und zwar Ihnen allein mitzutheilen beabsichtige. Warum denn auf einmal das Mißtrauen? Was ist geschehen? Bin ich Ihnen nicht mehr das, was ich früher war?“

Die Gräfin antwortete eben so leise. „Früher brachten Sie mir Botschaften von Ihrem Vater; ich mußte Ihnen wohl zu jeder Stunde und in jeder Stimmung Gehör geben. In letzter Zeit ist nie mehr von Ihrem Vater zwischen uns die Rede gewesen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete er, und eine tiefe Wolke des Unmuths verdüsterte seine Stirn; „und was ich Ihnen zu sagen — das heißt von mir — zu sagen habe, interessirt Sie nicht.“

Sie schwieg.

Er fuhr in demselben gereizten und leisen Tone fort: „Nun denn, so will ich mit Ihnen von meinem Vater sprechen. Er hat mich aus seinem

Häuser gewiesen. Es hat ein offener Bruch stattgefunden. Wenn Sie in dieses Haus ziehen, werden Sie mich nicht mehr darin finden. Ich gehe, grenzenlos elend, in die Welt hinaus. Was aus mir wird, wen kümmert das?“

Sie sah ihn mit einem Blicke des tiefsten Kummers und des lebhaften Vorwurfs an.

„Ja, ja, machen Sie mir nicht glauben, daß Sie für mich empfinden. Sie empfinden nichts. Niemand empfindet etwas für mich. Es ist nur ein Glück, daß ein großer Gedanke, eine schöne und gewisse Zuversicht mich aufrecht hält.“

„Und die ist?“

„Die feste Treue an meinem Vaterlande und meinem Könige. Jetzt, da der Staat in Trümmer zu brechen droht, haben ich und meine Freunde sich das Wort gegeben, unser Leben ihm ohne allen Vorbehalt zu weihen. Wir wollen das Land unserer Kindheit schützen gegen Verrath und Gemeinheit, das schöne Reich, das unserer Seele die großen und heiligen Vorbilder des Ruhmes und der Vaterlandsliebe gab, soll, ehe es dem Feinde zum Raube wird, an unserer Brust noch einen Schild finden. Ich gehöre einer Verbindung zu, die diese Grundsätze bekennt.“ —

Felix hatte sein Bilderbuch verlassen, und auf den Behen schleichend, näherte er sich dem Tische und strebte die leise geführte Unterredung zu erspähen. Ein Blick der Gräfin, die sich umsah, trieb den kleinen Spion rasch wieder zu seinem Plage zurück.

„Sie sind so jung,“ hub die Gräfin an, „warum huldigen Sie nicht dem Aufschwunge, der unsre ganze Jugend entflammt? Wer möchte jung sein und heutzutage zurückbleiben.“

„Ich habe diesem Aufschwunge gehuldigt, aber ich huldige ihm nicht mehr. Ein ernstes Nachdenken hat mir gezeigt, welcher Art die Freiheit ist, die man den Völkern bietet. Es ist der maaplose Ehrgeiz und die wilde Genusssucht der falschen Führer, die uns in namenloses Elend zu stürzen trachtet. Es ist wahr, daß wir an den Sünden unsrer Väter tragen, allein wir thun selbst nichts dazu, aus diesen Sünden frei zu kommen. Wären wir selbst edel und frei, wir wären würdig, der Welt die Freiheit und die Größe zu bringen. Ein Geschlecht, ohne die Tugenden der großen Republikaner will Republiken gründen; ein Geschlecht, das Demuth und Selbstverleugnung verlacht, das nur in sybaritischen Genüssen leben will, spricht von Umgestaltung der Welt! — O, mich ergreift eine tiefe Verachtung gegen dieses Geschlecht, das sich das

junge, neue nennt. Die Welt war früher geknechtet, aber sie wird es durch diese Freiheitschöpfer doppelt und dreifach werden.“ —

„Haben Sie Ihrem Vater diese Ansichten mitgetheilt?“ fragte die aufmerksam Zuhörende.

„Er kennt sie und verlacht sie,“ sagte der Sohn bitter. „Nach seinem Sinn repräsentirt er das junge Preußen, ich das alte. Er ist stolz, daß hier der Vater jünger ist als der Sohn. Ich könnte ihm beweisen, daß es ein noch ganz junges Preußen giebt, das allerjüngste, das offen gesteht, daß es die alte Treue anerkennt, in ihr nur das Heil sucht.“

Felix that einen Freudensprung und klopfte an die Scheiben des Fensters, indem er rief: „Der Vater, der Vater! Da kommt er. Er hat sich von der Sitzung frei gemacht.“

Constance erhob sich, um dem Eintretenden entgegen zu gehen, der einige Papiere und Druckschriften unterm Arm, eintrat. Er warf einen zornigen Blick auf den Sohn, der sich neben dem jüngern Bruder an's Fenster stellte. Nach einer kleinen Weile entfernten sich die Brüder.

„Ich muß Sie bitten, theure Constance, daß Sie meinem Sohn keinen Zutritt weiter bei sich gestatten. Ich muß Sie recht ernstlich darum bitten.“

Die Gräfin sah ihn befremdet an.

„Ja, ja!“ rief er mit tönender Stimme, „daß ist meine Meinung, und ich will, daß man sich danach richte.“

„Erlauben Sie, Heinrich!“ entgegnete die Gräfin mit einem kalten und gemessenen Tone, „daß ich für's Erste noch meine volle Freiheit behalte und bei mir sehe, wen ich sehen will.“

„Es war nicht so gemeint,“ entgegnete der Präsidant und küßte ihre Hand. „Sie haben ganz Recht mich zurückzuweisen. Ich bin zu ungestüm in meiner Liebe.“

Das Köpenicker Feld.

„Friedrich,“ sagte Tony zu seinem Freunde, „die Gräfin Wallensee läßt Dich einladen —“

„Ach — wahrhaftig! Nein, ich danke in der That! Wahrlich — ich danke. Soll ich wieder das Kind hüten und dem alten Herrn die Cravatte fester schnüren? Sieh, liebster Tony, ich bin, weiß Gott, aller Welt gern gefällig, aber dieses wirst Du nicht verlangen — gewiß, wenn Du irgend gerecht bist, kannst Du's nicht verlangen.“

Tony beschwichtigte den Kameraden, indem er alles erklärte und die Gräfin entschuldigte und sagte, daß der Lieutenant Confusion gemacht habe, allein der Pommer war nicht zu bewegen, an dem Mittagessen Theil zu nehmen. „Ich gehöre nicht dahin,“ sagte er; „Du bist der Neuschäteller, der vornehme Schweizer, Du hast Manieren wie ein Prinz, obgleich Du

nur ein Uhrmacher bist; allein ich bin meines Vaters Sohn, und in unserm Hause geht man nicht bei Gräfinnen unter den Linden zu Mittag speisen. So etwas fällt gar nicht vor, und mein Alter würde schöne große Augen machen, wenn er's erführe. Junge, was hast Du da zu suchen? würde er sagen. Iß Dein Commisbrot und damit Basta. Aber Du bist der Neuschateller."

„Ich bin um kein Haar besser als Du. Und Du würdest mir einen Gefallen thun."

Das Herz des Pommern wurde weich. Seine treuen braunen Augen richteten sich mit einem eigenthümlichen Ausdruck demüthiger Bitte auf den Freund. „Neuschateller," sagte er, „bitte mich um etwas anderes! Sei so gefällig und sage mir, daß ich nochmals zehn Tage für Dich im Loche sitzen soll, ich gehe mit Freuden hin, aber erlaß mir das Mittagessen! Tony, erlaß mir das. Ich will lieber auf einem Seile tanzen, als mit Bornehmen zu Mittag speisen. Sieh, so eine reelle Abneigung hab ich dagegen. Du kannst sagen, daß ich der Gräfin unendlich verbunden bin, und wenn sie einmal einen guten Doppellauf oder eine simple Büchse, die aber ihre vorschriftsmäßige Zahl von Schritten trägt, nöthig hat, so soll sie nur zu mir oder zu meinem Vater schicken. Du

kannst ihr auch die Karte meines Alten mitbringen. Der ganz neue Gewehrladen in Königsberg.“

„Ich glaube nicht, Friedrich, daß die Gräfin jemals eine Büchse nöthig haben wird, und deshalb wird sie auch nicht wissen, was sie mit der Karte Deines Alten anfangen soll. Deine Entschuldigung will ich aber ausrichten.“ —

Und Tony ging allein zum Mittagessen.

Wir wollen dem Leser unterdessen berichten, wer der Mann war, der die Wöchnerin aus dem Hause, wohin die Gräfin sie gebracht, entfernte. Wir müssen die arme Gräfin über dieses ihr noch ungelöste Räthsel nachsinnen lassen, und sie dachte in der That sehr lange und sehr schmerzlich darüber nach. Wir können schon errathen, daß es der Präsident war. Er war es wirklich.

Wieder war eine so finstere Nacht, daß die Schatten zu greifen waren, wieder stürmte und regnete es vom Himmel nieder, wieder blies es und tobte es über die Haide hin, und wieder kam der nächtliche Wind von der Gegend des Friedrichshains her. Eine einsame Droschke irrte in der Einöde des Köpenicker Feldes umher und hatte Richtung und Weg verloren. Der Kutscher hielt öfters, sah sich fluchend um und wurde eben so fluchend von den beiden Herren

in der Droschke zum Weiterfahren genöthigt. Es war schon spät, und die Bewohner dieser einzeln verstreuten Häuser, die sich in dieser Einöde nothdürftig zu einer Straße zusammengefunden hatten, schliefen bereits. Am Ende dieser ungewissen und zweifelhaften Gasse, von der Niemand mit Gewißheit sagen konnte, ob sie in das offene Feld auslief, wozu sie große Neigung zu haben schien, oder eine städtische Häuserfille annehmend, in eine andere Straße ausmündete, stand ein einsamer Pfahl, auf dessen Spitze eine unglückliche Laterne eben ihre letzten Anstrengungen machte, um mit dem unerbittlichen Sturmwind um ihre Existenz zu kämpfen. In der Nähe dieses Leuchthurms angelangt, hielt die Droschke nochmals. Man vernahm ein lautes Sprechen und Rufen. Die beiden Herren stiegen aus dem Wagen, um Erkundigungen einzuziehen. Es war aber Niemand zu sehen, dem die rufende Stimme angehörte. In diesem Augenblicke flog ein blasser Schein der Laterne vorüber, eine menschliche Gestalt, und zwar ein Mann in einem kleinen flatternden, hellfarbigen Mantel. Aber kaum erblickt, war er auch wieder in der Finsterniß untergetaucht. Aber er kam wieder und schien bald engere, bald weitere Kreise wie eine riesenhafte Motte um das Licht der Laterne zu ziehen. Und immer

wieder hörte man ihn sprechen und rufen, und die Stimme klang, wenn der Windstoß sie nicht gerade verschluckte, wie hülfesrufend und klagend. Endlich sank dies gehegte Wesen am Laternenpfahl nieder und umschloß diesen mit beiden Armen.

Der Präsident und ein Arzt, denn diese waren die beiden nächtlichen Irrfahrer, gesellten sich zu dem Manne und suchten ihm Rede abzugewinnen. Dies hielt schwer. Der scheue Blick, das Lachen und dann das irre Murren und das furchtsame Umsichblicken ließen erwarten, daß man von einem Trunkenen oder Geisteskranken nicht die gewünschte Auskunft werde erhalten können.

„Wer sind Sie, Freund, und wie kommen Sie hierher?“ fragte der Präsident.

„Ich bitte Sie,“ entgegnete der Fremde, „mich in ihren Wagen zu nehmen; ich kann auf diese Weise meinem Verfolger entgehen.“

„Wer verfolgt Sie?“

Der Arme richtete sich etwas in die Höhe und zeigte in die Gegend eines weißlich schimmernden Häuschens: „Sehen Sie! Dort! Er guckte eben hinter der Mauer hervor. Ich laufe in dieser schlimmen Nacht schon mehrere Stunden hier auf dem Felde herum, und immer ist er mir hinterdrein.“

„Wer ist's?“

„Ja, wenn ich das sagen dürfte!“ rief der Mann und schauerte zusammen. „Sein Name verbrennt die Zunge, seine Berührung macht das Gebein verdorren, sein Athem weht alle Kraft hinweg. Und ich bin ihm verfallen! Ich!“ —

„Was will er von Ihnen?“

„Dies!“

Und der Verfolgte zeigte auf eine mäßig hohe Glasbüchse, wie sie in den Apotheken zu finden sind; er hielt sie sorgsam unter dem Mäntelchen versteckt.

„Was haben Sie darin?“ fragte der Präsident weiter.

„Was ich darin habe?“ rief Jener und zitterte wie ein Strohhalbm im Sturme. „Das ist's ja eben! Das Unglück der Welt hab' ich darin. Etwas davon ist heraus, aber noch nicht Alles! Das meiste ist noch darin. Aber viel — viel Unglück ist heraus und überfluthete unsere Stadt. Viele tausend, tausend kleine, behende, schwarze Gestalten, die in jeder Sekunde wuchsen und endlich Menschen wurden wie wir, von denen Niemand wußte, wo sie hergekommen. Ich wußte es. Aus der Büchse meines teuflischen Collegen, des höllischen Apothekers, waren sie hervorgekommen. Und ich, der ungetreue, schlechte

Sohn, der den Vater in die Grube gebracht, ich war dazu auserlesen, die Büchse in Verwahrung zu nehmen. O die Missethat der Väter wird an den Söhnen bestraft! Unsere Söhne werden uns richten und über uns den Stab brechen.“

Der Präsident fühlte ein Zucken durch sein ganzes Wesen, als er diese Worte so plötzlich, so seltsam, so unerwartet vernahm. „Das ist Unsinn,“ rief er, „Ihr seid irre an Geist, Ihr müßt in das Krankenhaus dort gebracht werden.“

„Ja, bringen Sie mich dahin!“ bat flüsternd der Arme, indem er auf den Knien zu dem, der ihn zu retten versprach, hinrutschte. „Ich werde dann zu Menschen kommen, und mein Verfolger wird weichen.“

Der Präsident sah seinen Begleiter fragend an: „Ich will es verantworten,“ entgegnete dieser. „Dem Armen muß geholfen werden. Er könnte in diesem Zustande, in dem er sich befindet, hier in der kalten, stürmischen Nacht sein Ende finden.“

Herr Eschenpauer, denn der Leser wird bereits errathen haben, daß er es war, fand einen Platz in der Droschke. Zum Glück fanden sich ein paar Leute mit Handwerksgeräth, die des Weges kamen, und mit ihrer Hülfe wurde endlich der rechte Weg, der zum Ziele führte, eingeschlagen.

In ihrer Pförtnerinloge saß Frau Plümecke, das Haupt auf die Hand gestützt, und lauschte wieder dem Liede des Sturmwindes. Es waren die alten, bekannten, unheimlichen Stimmen, die wieder um die Giebelspitzen des Krankenhauses sich umtrieben und die Phantasie der Wittve in eine fieberhafte Thätigkeit versetzten. Man hatte heute zwei Todte hinausgetragen, und einer dieser Todten hatte in seinen letzten Lebensaugenblicken das Versprechen gegeben, wieder zu kommen und wo möglich noch einige todte Kameraden mitbringen zu wollen, und zwar aus keiner andern Ursache, als um einen verüberten alten Messinglöffel zu fordern, der angeblicher Weise in dem Hause verloren worden. Das ganze abergläubische Personal der Krankenstuben war durch diese unverschämte Drohung in Entsetzen und Angst versetzt worden, und heute war die erste Nacht, die der Todte außerhalb der Mauern des Hauses, das ihn so lange gastlich gepflegt hatte, zubrachte. Welch eine fürchterliche Stelle, Portier zu sein, wenn solche Gäste sich angemeldet haben! Frau Plümecke verwünschte ihr Geschick. Das Krankenhaus und alles, was darin war, und weit mehr noch das, was hinausgebracht war, verursachte ihr Ekel und Verdruß. Sie hätte unter so bewandten Umständen den niedrig-

sten und demüthigendsten Dienst in der Stadt angenommen.

Allein es war nicht zu ändern.

Es braufte und faufte in der Luft. Frau Blümcke getraute sich nicht an das Fenster zu gehen, das in dieser Nacht ganz besonders groß und dunkel ihr erschien. Wozu so große, schöne Fenster, wenn man doch nichts zu sehen hat, höchstens ein ödes, leeres Feld.

Ob der Todte wohl die Klingel ziehen werde? Es war ganz wohl denkbar, daß er dies nicht thun werde, sondern, wie die übrigen Gespenster, durch's Schlüffeloch schlüpfen werde, um dann auf einmal da zu sein in seiner ganzen ekelhaften Schönheit, in seinen vergelbten Grabtüchern, in seinem alten durchlöcherten seidnen Schnupftuch um das Haupt gebunden, unter dem die Augen hervorsahen, deren Lider er nicht recht öffnen konnte, wie Leute, die eben aus dem Bette kommen und den Schlaf noch nicht recht überwinden können. Und wenn er nun vollends den Mund öffnen würde mit den großen, langen, gelben Zähnen, um nach dem versilberten Löffel zu fragen, und wenn dann alle, die mit ihm gekommen, ebenfalls die längst geschlossenen Lippen öffneten, und alle zusammen in einem schauerlichen Tone nach dem Löffel

fragten — ah, was wollte dann die arme Pförtnerin sagen? Sie mußte nothwendig unkommen und gleich todt sich hinstürzen vor Schrecken.

Horch — da zog es an der Klingel! — —

Die Pförtnerin war mehr todt als lebendig. Um aller Schätze in der Welt willen hätte sie jetzt nicht auf den Tritt treten mögen, der die Thür öffnete. Sie rannte hinaus — und im Vorsaal klingelte es wieder, und ganz deutlich und laut.

Da öffnete sich aber die Thüre No. 9., und ein Licht, und dann eine Hand, die es trug, und endlich der Körper, dem die Hand gehörte, kam zum Vorschein. Und das runde Gesicht von No. 9. selbst, und zwar in der Nachthaube, guckte über das Treppengeländer.

„Um Gotteswillen, Belzig! kommen Sie herunter. Ich sterbe vor Angst. Es hat geklingelt. Ich mache nicht auf, partout nicht! Der Pieffe steht davor.“ —

„Ach Gott, liebste Plümecke! Haben Sie wieder solche Gedanken von den armen unschuldigen Würmern in der Luft, die an den goldenen Knöpfen saugen, Sie wissen, daß mein verwittwetes Herz das nicht hören kann.“

„Ach, nicht doch — Belzig! Ich rede eben von Pieffe und von dem Löffel, den er zu suchen kommt.“

Jetzt klingelte es so heftig, und es rief draußen mit so vernehmlichen Stimmen, daß die Pförtnerin in ihre Loge flog und verzweifelnd den Tritt bearbeitete. Die Männer kamen jetzt herein, und der Arzt verlangte nach dem Oberarzt der Anstalt.

Die beiden Frauen machten tiefe und demüthige Verbeugungen. „Ach, sind Sie es, Herr Doctor,“ hub die Pförtnerin an. „Entschuldigen Sie gütigst, ich war in Nacht und Einsamkeit etwas eingebuselt.“ Die Drei verfügten sich in das Zimmer des Arztes, der selbst nicht zu Hause war, dessen Famulus und zugleich Diener die Bestellungen entgegennahm. Eschenpauer erhielt ein Zimmer und wurde halb ohnmächtig von den Anstrengungen der Nacht in's Bette gebracht. Die Wöchnerin, die, obgleich noch schwach, doch schon als hergestellt betrachtet werden konnte, erhielt nach den vorhergegangenen üblichen An- und Abmeldungen bei der Oberin die Erlaubniß, das Haus zu verlassen.

Die Klingeln waren wieder stark in Bewegung.

Der Präsident hatte seinen Namen nicht genannt. Er war auch von Niemand erkannt worden; der Arzt hatte für alle Fälle vorher gesorgt. Die Droschke mit der Genesenen und den beiden Herren entfernte sich wieder in Dunkel und Nacht, wie sie gekommen war.

Die andern Kranken erfuhren nicht, ob eine Genesene oder eine Leiche das Haus verlasse. Sie vermutheten aber das Letztere, und die, die selbst an ihr Aufkommen verzweifelten, hörten in den Tönen des Sturmwindes die Stimme des unerbittlichen Feindes alles Lebenden, der auch ihnen rief und sie aufforderte, sich an den langen, blassen Zug zu schließen, der aus den Thoren volkreicher Städte klanglos und leise hervordrang und sich in die weit hingedehnten Todtenfelder verlor, wo jeder Schatten in die ihm bestimmte Grube versank.

Es war eine Nacht, wo wiederum der arme Staub, der sich zu einem so eiteln und vergänglichen Bilde zusammengesügt hatte, von dem lebendigen Gedanken seines Ursprungs durchschüttert wurde, und in den Schooß der Erde, aus der er genommen, sich hineingedrängt fühlte. —

Und doch gab es Herzen, denen die freudlose Ruhe der Todten erwünscht erschien, wenn sie an das stete und qualvolle Herumtreiben in der Irre der Lebendigen dachten. Es gab Augen, die da wünschten sich ewig zu schließen, wenn sie an andere kalte, grausame und feindliche Augen dachten, die ewig, mit tückischer Schärfe auf sie gespannt ruhten, und nicht ablassen, und sich nicht wegwenden, und sich nicht schließen

wollten! Endlich gab es Hände, die sich unablässig falteten zum ängstlichen, krampfhaften Gebet, und keine Ruhe, keinen Frieden erringen konnten, und die willig mit jenen Händen hätten tauschen mögen, die im stillen Sarge in Staub zerfielen. —

Aber über Alle hin tönt die Stimme, der die Entscheidung gegeben ist, und die nie voreilig ruft und nie widerruft.

Das Gespräch um Mitternacht.

„Clorindchen, meine arme Kleine, weißt Du auch, daß ich über unsre Bodenkammer verfügt habe? Du schlummertest so süß und ruhig, ich wollte — und wenn man mich mit Nesseln dazu gepeitscht hätte, Deine Ruhe nicht stören, um Dich um Deine Zustimmung zu fragen. Wie Du lagst, mein Kind, mit den unschuldigen, gerötheten Wangen, dem Lockenköpfchen — weiß Gott, ich war eine Närrin! Denn ich konnte es ja bei Deinem Wachen bequemer haben, aber ich raubte Dir einen Kuß.“

Kindchen fragte, wem das Zimmer auf dem Boden eingeräumt worden.

„Das geht nicht so schnell mit der Antwort, kleiner Naseweis,“ entgegnete Amenaïde. „Wenn Du nicht so ein „Kief in die Welt“ wärest, so wüßtest Du, daß wir von den Zeiten unseres Vaters ge-

wissen Leuten einige Rücksichten schuldig sind. Aber davon schwaze ich vergeblich! Du weißt nichts, Strudelfköpfschen; was geht Dich die rohe, wilde Welt an? Bin ich nicht da, um Dich auch nicht durch die kleinste Spalte hineingucken zu lassen.“

Clorinde hatte sich wieder auf die Fußbank niedergelassen, und das Köpfschen auf die linke Seite geneigt, sah sie schallhaft und bittend zur Schwester auf: „Bitte, was ist's!“ rief sie, „laß Dein armes Mäuschen nicht so lange schmachten.“

Amenaïde fuhr sich mit dem Tuch über die Augen und sagte: „Als der Vater starb, war ich fünf- undzwanzig Jahr alt, und Du — ein so ganz — ganz kleines Schnippchen! Es ist nicht zu sagen, wie niedlich Du warst.“

„Ich bin ja nur fünf Jahre jünger als Du! — Ich besinne mich ganz wohl auf die Zeit.“

„Unmöglich!“ rief die Schwester — „ich sage Dir, rein unmöglich! Wenn Du auch den Jahren nach alt genug gewesen sein magst, und das bedarf doch noch sehr des Beweises, — so warst Du doch so kindlich, so ganz noch frisches, unentwickeltes, grundliebes und grundzerstreutes Kind, daß man, so lang die Welt, nichts so himmlisch Unschuldiges wird gesehen haben. Nein, nein, ich weiß mich noch zu

besinnen, daß Du mir sagtest: Der Vater schläft, er wacht wohl noch auf. Siehst Du, so etwas sagt kein zwanzigjähriges Mädchen."

„Gleichwohl war ich aber doch zwanzig Jahr. Und jetzt sind es bereits funfzehn Jahr, daß der Vater todt ist. Ach, Mädchen, wie die Zeit vergeht."

„Ja, sie vergeht!" sagte Amenaïde und seufzte. „Wir armen Waisen, die wir ohne Vater und Mutter dasthen. Wenn man uns verderben wollte, ich wüßte nicht, was es verhindern sollte! Alle nur erdenkliche Bosheit kann die Welt an zwei so armen, schutzlosen Wesen ausführen, und sie führt sie auch aus. Aber sei nicht bange, Kindchen; eine Löwin ist nichts dagegen, im Vergleich mit mir, wenn ich sollte herausgefordert werden Dich zu schützen. Ein Griff, und gleich Blut und letztes Zucken!" —

„Aber Du wolltest erzählen" —

„Nun ja. Du weißt Dich zu besinnen, unser Vater hatte eine große Parthie verschimmelten Tabak, den er gern los sein wollte, und da war ihm ein Herr Klapperperson behülflich, der gerade die Lieferung für ein königliches Institut, ich glaube für irgend ein Invalidenhaus in der Monarchie hatte. In dieses Institut ging der verschimmelte Tabak ab. Es war, wie die Männer zu sagen pflegen, ein gutes Geschäft,

und unser Vater, der ein wahrer Engel an Güte war, gewann ein tüchtiges Stück Geld. Ich habe davon wie im Traume sprechen gehört, denn ich war damals auch noch sehr unentwickelt. Indessen als das Institut den Tabak zu schnupfen und zu rauchen begann, denn es war beides, Rauch- und Schnupftabak, merkte es etwas von der üblen Qualität der Waare. Das Institut wurde klagbar. Die Sache hätte für unsern Vater und Herrn Klapperson etwas unfreundlich endigen können, wenn nicht ein braver Advocat dagewesen wäre, der für ein Gewisses, das unser theurer Vater und Herr Klapperson zusammenschossen, es dahin brachte, daß der Prozeß zu unsern Gunsten entschieden wurde und das Institut den Tabak hinfort für echten Virginia consumiren mußte. Dieser Advocat, jetzt Justizrath, ist Herr Klimper, und er ist es, der das Frauenzimmer uns gebracht und sie uns empfohlen hat. Du siehst also, daß ich ihn nicht abweisen konnte, besonders da die fremde Dame seine weitläufige Anverwandte ist."

„Ich will vor Dir in Staub vergehen,“ rief Clorinde, „wenn ich von allem dem nur ein Wort verstehe. Allein was Du thust, ist gut gethan; das ist mir genug.“

Die Schwestern umarmten sich lange und heiß.

„Ich wußte es,“ hub die Aeltere wieder an. „Wozu auch Kindern von der Welt Geschichten vorreden! Es war eine Thorheit. Für Dich, mein Herz, sind Blumen und Vögel! — Vergieb mir.“

Neue Umarmung und Thränen in Amanaïdens Blicken.

Beide Schwestern gingen nun hinauf, um das Zimmer für die neue Bekanntschaft einzurichten.

Unterdessen war diese selbst mit ihrem Führer bei dem Justizrathe, einem langjährigen Freunde und Genossen des Präsidenten angelangt. Doctor Klimper kannte seine Gäste und erwartete sie. Obgleich tief in der Nacht, war er doch noch an seinem Schreibtische beschäftigt und leuchtete mit der Lampe hinaus, als er die Droschke halten hörte.

Der Präsident führte die junge Person in ein Nebenzimmer, wo er sie auf einem Sopha Platz nehmen hieß, indeß er zu seinem Freunde in's Studirzimmer ging. Der Arzt hatte sich entfernt.

„Ich bin Dir Dank schuldig, mein Theurer,“ hub der Präsident an, sich erschöpft in einen Armstuhl am Schreibtische niederlassend, „daß Du in dieser Angelegenheit mir dienstbar geworden. Bedenke selbst, welch ein Verdruß mir hätte erwachsen können. Meine Braut war hinter diesen Schlich gekommen

und auf dem besten Wege, dem Geheimniß noch weiter nachzugehen.“

„Sei ohne Besorgniß,“ entgegnete der Justizrath. „Ich schaffe die Kleine zu einem paar spröden Jungfern, die mir verpflichtet sind, und wo sie gut aufgehoben sein wird. Du kannst sie so lange dort lassen, bis Du mit Deinen Geschäften im Reinen bist. Zu den beiden alten Mädchen kommt Niemand, und keine Seele wird daher die Verlorene dort suchen.“

„Es ist gut. Schaff sie dort hin. Es ist mir wie ein Stein vom Halse. Auf die Dirne selbst kann ich mich verlassen. Ich hab sie ganz in meiner Gewalt! sie fürchtet mich und wird — selbst wenn sich die Gelegenheit bietet — nicht ein Wort über ihre Lippen gleiten lassen.“

„Ich kenne das,“ lächelte der Freund; „Du hast von frühester Jugend an eine unbegrenzte Macht über das zarte Geschlecht ausgeübt. Sie haben Dir ohne Gnade ihr Theuerstes opfern müssen. Von diesem jungen achtzehnjährigen Geschöpf bis zur achtzigjährigen Alten, die wir zusammen gebrandschatzt haben. Du warst der Don Juan, ich nur der Cassirer.“

Der Präsident lächelte. Aber seine Miene nahm

sogleich wieder einen Zug von Bekümmerniß an. „Es geht nicht rasch vorwärts,“ hub er an. „Wir müßten weiter sein und endlich einmal die Erndte vor uns haben. Die Reaction steigt überall. Was sollen wir unsern Leuten sagen, die auf uns hoffen.“

Der Justizrath schob einige Papiere auf dem Tische zusammen, sah nach der Uhr und unterdrückte ein Gähnen. „Du hast es ja so haben wollen,“ bemerkte er scharf. „Ich und meine Freunde waren für die Empörung und das Blutvergießen. Du sagtest damals: Nein, Freunde; der sicherere wenn auch langsamere Weg ist durch die Kammern zu wirken. Der Scheinconstitutionalismus, zu dem wir die Fürsten schon gezwungen haben, führt, wenn wir ihn consequent fortführen, zur Republik; das heißt, zur Herrschaft unsrer Partei. Die Kammern, wenn wir sie mit den Unfrigen füllen, bringen langsam und unaufhörlich den Fürsten, dem Adel, dem Heere und der Geistlichkeit Todeswunden bei. Das sagtest Du damals, besinne Dich. Darauf hin, haben wir das Volk zu bearbeiten, einstweilen eingestellt.“

„Es ist dies auch noch meine Ansicht,“ begann der Präsident. „Wir sind mit den Kammern auch schon so weit, daß wir kaum weiter gelangen können, wenn wir die Maske noch irgend vorbehalten

wollen. Viele von uns sind schon so unvorsichtig, offen den Republikaner, den Umsturzmann zu zeigen. Merkt die Regierung, die, Gott sei Dank, jetzt noch dumm genug ist von uns zu glauben, daß wir es ehrlich mit ihr meinen, merkt sie, woran sie mit uns ist, so hat sie noch die Macht in Händen uns zu beseitigen. Auf diesen Punkt sind wir nun angelangt. Der Regierung gehen die Augen auf; wir haben es in Wien erlebt, wir werden es hier in Preußen auch erleben. Ehe wir dies aber erleben, muß eine große und gewaltsame Anstrengung von unsrer Seite geschehen.

„Eine Schilderhebung?“ sagte der Justizrath.

„Etwas dergleichen; wir verstehen uns. Aber wir — unsrerseits müssen den Massen zu Hülfe kommen. Es ist bereits Vieles geschehen — ein Netz anarchistischer Bestrebungen ist über Deutschland ausgespannt. Dadurch, daß wir die Regierung wiederum durch die Kammern gezwungen haben, Amnestie über alle politische Verbrecher zu erklären, haben wir das Volk so weit geführt, daß es nunmehr vor keinem Verbrechen zurückschreckt. Die Regierungen selbst drücken uns den Dolch in die Hand, um ihnen den Todesstoß beizubringen. Wollen wir denn auch nicht zögern. Ich theile Dir hier Briefe mit, die ich aus

Süddeutschland, aus Paris erhalten. Es gilt vor allen Dingen Preußen zu schwächen, und seine noch kolossalen Kräfte unschädlich abzulenken. Man benutzt die Ehrlichkeit des Königs, und an dem Faden dieser Ehrlichkeit leitet man ihn in ein Labyrinth, aus dem er nicht wieder wird heraus können. Im Tumult und der Verwirrung, die, wenn wir so weit sind, über Deutschland losbrechen wird, müssen wir dann rasch auf unsern Posten eilen und die mürbe gemachte Mauer an tausend Punkten durchbrechen und stürzen. Sie wird fallen und muß fallen.“

„Aber die Armee?“ fragte der Justizrath.

„Diese Armee,“ entgegnete der Präsident, „diese preußische Armee, unser hartnäckigster Feind und der Zerstörer aller unsrer Pläne bis jetzt — geben Sie Acht, Freund, wie ganz anders diese Armee sich zeigen wird, wenn es nicht mehr ein Preußen giebt, sondern ein einiges Deutschland. Diese Armee, die ein Tiger, ein Löwe, ein unbesiegbares Ungeheuer ist, so lange sie unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, für den Ruhm und die alte Ehre des Preußenlandes sichts, die selbe Armee wird ihre Arme lose herabhängen lassen, so bald sie merkt, daß sie eine ungewisse, zweifelhafte Sache verfechten soll, so bald sie merkt, daß sie für uns die Kastanien aus der Asche holen

soll. Es war dies ein schlauer Griff der Frankfurter Freunde, und so sah ich ihn auch an. Der König und sein Heer müssen in unser Labyrinth gezogen werden, um dann nimmer wieder herauszukönnen.

Der Justizrath brachte aus einem verborgenen Schubfach einige Briefe hervor. „Lesen Sie das!“ sagte er. „Die Hand, die diese Feder geführt, ist zu jedem Dienst bereit.“ —

„Für's Erste noch nicht nöthig,“ murmelte der Präsident — „allein es könnte nöthig werden. Wird viel Geld gefordert?“

„Ja doch! Sparen können wir nicht. Denke doch nicht, daß wir sparen können. Schon durch Deine Saumseligkeit, Geld mit vollen Händen auszustreuen, hast Du unser hiesiges Hülfscorps übler Laune gemacht. Ich kann mich auf gewissen Plätzen und in gewissen Stadtvierteln nicht sehen lassen, ohne daß unsre Agenten auf mich losstürzen und für das sogenannte „Volk“ rückständige Diäten betteln. Unsre Freunde wären im Stande, uns das Haus über dem Kopfe anzuzünden, wenn wir sie nicht bald auf die Häuser unsrer Nachbarn verweisen können. Es kommt übrigens jetzt so viel Skandal heraus, bloß deshalb, weil wir nicht gut zahlen, sondern immer versprechen.“

„Und wovon zahlen?“ fragte der Präsident gereizt. „Wir haben nichts. Die einzelnen reichen Demokraten sind ausgepreßt. Oeffentliche Cassen à la Struve haben wir noch nicht in Beschlag nehmen können. Ein Proudhon'sches System, das in Frankreich zündet, würde hier nicht zünden. O wir Deutschen sind leider immer arm an Hülfsmitteln gewesen, wenn es daraufankommt, Staatsumwälzungen hervorzubringen.“

„Die Franzosen und die Polen bezahlen gut, das ist das ganze Geheimniß,“ rief der Justizrath. „Man macht keine Revolutionen auf Borg.“

Der Justizrath legte das Päckchen Briefe bei, ohne es wieder einzuschließen.

Die da so sprachen, waren preussische Justizbeamte, im Solde und im Eide der Regierung, die sie zu stürzen beabsichtigten.

Und wieder zog der Wind über die Haide; die Geschlechter der Menschen standen enggeschaart und harrten der Gesche, die da kommen sollten. Der Wind zog über Gräber dahin, über Gräber, in denen

Herzen schlummerten, die den Verrath und den Treubruch geübt, und die jetzt ihren Lohn davon hatten. Der Wind zog über die Haide! — Es sinken blühende Saaten, es sinken stolze Herrscherreiche vor dem Hauche der Allmacht. Wieder kommt eine Zeit, und wieder kommt eine eitle und verführerische Macht, die sich über die Häupter der Menschen erhebt. Und eine andre Zeit kommt, wo diese Macht gebrochen und zerstückelt in die Tiefe sinkt. In den Urnen und Aschenkrügen wird der Staub Derer gesammelt, die einst für eine Ewigkeit zu regieren meinten. Aber sie sanken, und ihr Geschlecht sank! — Der Wind zieht über die Haide! Es wandeln die Propheten und singen heil'ge Lieder, aber wer ist, der ihrer achtet? Wie Spreu im Winde, wie die Blumen im Wüthen des Orkans, so verweht ein unsterblich Wort vor dem sterblichen Ohre. Die Fürsten und Völker hören nicht. Es ergeht über sie ein Geschick, und sie haben nicht geahndet, daß es komme! — Es zieht der Wind über die Haide! — —

Die nächtliche Wacht.

Die Schützen hatten die Wache vor einem der Thore bezogen. Friedrich Forst hatte den Wachtposten im Gewehr, und es waren ihm gerade die Stunden zugetheilt, die Niemand gern übernahm, die Stunden von eins bis drei Uhr am frühen Morgen. Aber Friedrich gerade hatte diese Stunden gern; die tiefe Ruhe, die alsdann über der volkreichen Stadt herrschte, die völlig ausgestorbenen Straßen und Plätze machten auf sein Gemüth, das sich willig dergleichen Eindrücken hingab, einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Eindruck. Wenn auch seine große Gewissenhaftigkeit im Dienst es ihm nicht untersagt hätte, auf seine Büchse gestützt und an die Wand des Wachthäuschens gelehnt zu schlummern, wie es die Andern oft thaten in diesen Nachtstunden, wo Niemand sie beobachtete, wo der Offizier, der die Runde ging,

sich selten sehen ließ, und viel lieber bei einem Kameraden in irgend einer Wache die Zeit verplauderte, als sie auf den unheimlich leeren Straßen hinzubringen; er hätte es doch nicht gethan, denn er liebte es zu wachen. Es fiel ihm dann immer die Zeit ein, wo er am Krankenbette seines Vaters hatte wachen müssen, und wie ihm schon damals kein Gedanke an Schluimmer eingekommen war, Alles aus Ehrgeiz, um zu zeigen, daß wenn es sein müsse, er die Natur bezwingen könne.

Diesmal war der Wachtposten, wie bemerkt, vor einem Thore — also viel freier und besser gelegen, als in den Straßen der Stadt. Man übersah die breite Vorstadtstraße, die sich in lauter Gärten endigte; in der Nähe war ein Kirchhof, dessen unbeläubte Bäume ihre Nester über das Gitter der Mauer niederhängen ließen.

Als Friedrich seine Büchse über die Schulter genommen und nun seinen einsamen Gang begann, die wenigen Schritte auf und ab, und der Blick immer auf die selben Gegenstände gerichtet, verfiel er bald in das träumerische Sinnen, das zu diesem Orte und dieser Stunde paßte. Es rührte sich kein lebendes Wesen in der Nähe, dabei ging der Mond auf, und sah mit einem blassen Antlitz auf diese noch

nachte, von dem Winterfrost eben erst entkleidete Erde. Friedrich ließ seinen Blick die Straße hinaufgleiten — es wankte und wich nichts, keine Linie verschob sich, kein Punkt trennte sich von dem Dunkel — alles blieb in fester Ordnung, und die spitzen Schatten einzelner Giebel hielten sich so straff und stramm über den Weg gespannt, als wenn sie Niemand hinüberlassen wollten. Die Häuser in der Nähe hatten ihre Laden geschlossen und sahen aus, als wenn sie ein Jahrhundert lang nicht wieder zum Leben erwachen wollten. Eines dieser Häuser war eine kleine Schenke, und das Schild mit seinen gemalten Biergläsern und riesengroßen Semmeln und Butterschnitten drehte sich gespenstisch im Mondscheine, als prunkte es und lockte mit noch ganz anderen geheimnißvollen Schätzen, die es am hellen lichten Tage nicht zu zeigen wagte. Die geknickten Sträucher und die ausgetretene Schwelle am Eingang des Häuschens zeigten, wie viele Füße fröhlicher Gäste hier aus- und eingegangen.

Friedrich wandte sich langsam um und besah sich mit dem selben träumerischen Blick die andere Seite der Straße. Hier war der Kirchhof. Der Mond beschäftigte sich, die Gitterstäbe zu zählen und schrieb, wie ein fleißiger, aufmerksamer Schulknabe, ihre

Zahl ganz genau auf den Weg. Da fehlte auch kein einziger Stab, ja sogar der letzte Stab, der wegen der Einfassung des Thores nur halb auf die Welt gekommen war und von aller Welt übersehen wurde, auch dieser fehlte nicht. Aber nur höchst unvollkommen war es dem Monde gelungen, die kleine eiserne Rose wiederzugeben, die ganz oben auf dem Knauf des Gitterthors prangte, und dort, der Himmel weiß, was für ein Emblem mit ihren vier großen verrosteten Blättern und ihrer einen Knospe, die von den vorüberziehenden Vögeln verunreinigt und von dem Regen dann immer sehr unvollständig und übereilt gereinigt wurde, vorstellte. Diese Rose sah auf dem Schatten nicht mehr wie eine Rose aus.

Friedrich hatte die Gitterstäbe gezählt, es waren ihrer gerade achtzehn, und der eine kleine unvollkommene Stab war der neunzehnte. Gerade so alt war er — achtzehn Jahr und ein halbes, und der eine unvollendete Stab, sollte er vielleicht bedeuten, daß er sein neunzehntes Jahr nicht beendigen werde?

Wer kann es sagen, wie ihm der Gedanke kam, aber er kam ihm.

Er dachte an Tony Wickye.

Und dann dachte er an seinen Vater und an die einfenstrige, kleine Stube, wo in dem Schrank in der Ecke die alten Büchsen aus dem Schwedenkriege stehen — eine darunter noch von einem Füselier aus des großen Kurfürsten Zeit — und wie er in dieser Stube von seinem Alten Abschied genommen, und der Alte das Haupt des Sohnes mit beiden Händen umschlossen und fest — recht fest — an die Brust gedrückt hatte, und wie Friedrich, als er sein Haupt zurückgezogen, nun wußte, wie das Herz in der Brust des Vaters schlage; was eine wundersame und gar nicht zu beschreibende Empfindung in ihm wach gerufen. Er hatte dabei sich heilig gelobt, diesem Herzen nie Kummer zu machen.

Und wieder zählte er die Stäbe an der Mauer. Ja, ja, es waren und blieben achtzehn und ein halber.

Ein großes, schönes, langes Leben lag vor ihm! Recht viele freudige Tage, recht viele ruhige und schöne Nächte — und Ehre und Glück; denn er wollte ein braver Junge sein Lebelang sein, und wenn er Sorgen und Leid zu tragen bekäme, so wollte er sie willig tragen. Es sollte ihn gar nicht kümmern; er wollte den Kopf schon immer oben behalten.

Und wie er so weit mit seinen Gedanken gekommen, so piff er ein fröhliches Lied, das selbe, das er damals dem armen unglücklichen Stubennachbar vorgepiffen.

Und jetzt — o wie wunderbar! Als sollte alles so kommen wie damals, und als sollte eine geheimnißvolle Stimme recht vernehmlich an sein Herz sprechen und alle und jede Freude daraus verdrängen, so hub es denn an, und es wickelte sich aus der Stille und Nacht derselbe unheimliche Gesang hervor, und es tönten die Worte:

Es ist das alte Preußenvolk nicht mehr!
Es zankt und hadert, ist in sich nicht eins —
Ein Theil zieht hierher — anderer dort hinaus! —
Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,
Des Vaters Stolz ist nicht mehr Sohnes Stolz,
Und Bruder gegen Bruder zieht zur Wehr.
O Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,
So wirst du fallen, wie des Schnitters Saat!

Der Sänger wußte wieder nach seiner alten, schon gewohnten Manier das Ende so langsam und mit einer so tief heimlich klagenden und drohenden Stimme zu singen, daß Friedrich plötzlich ganz wild und heftig die Thränen aus den Augen stürzten.

„Es ist nicht wahr!“ sagte er zu sich selbst.
„Es ist eine große Lüge!“

Er ging rasch an das Gitter hinan und schaute durch nach dem Kirchhof, denn es kam ihm vor, als käme der Gesang von dort. Allein er konnte nichts erspähen. Die Gräber blinkten mit ihren Kreuzen und Schilden im Mondenscheine, und es rührte sich kein Stäubchen in der Luft und auf der Erde.

Friedrich warf seine Büchse über die Schulter, und zum ersten Male gefielen ihm diese Nachtstunden nicht. „Wenn ich den Todtenvogel nur einmal fest bekäme!“ murmelte er vor sich hin. „Er sollte mir sein Lied büßen!“

Die Oberin und die Gräfin.

Die Oberin des Krankenhauses Bethanien war wieder in die angenehme Phantasie versetzt, wo sie sich einbildete, eine fromme, junge Fürstin aus dem Mittelalter zu sein. Diesmal war es heller Sonnenschein im Empfangsaale, und die farbigen Glasscheiben mit den knieenden Rittern zu den Füßen von Madonnen ließen ihre purpurnen und violetten Blumen auf dem Boden spielen. Dabei durchzog ein feines und kostbares Räucherwerk den Saal, das etwas von dem Kirchenweihdust an sich hatte und sich in denselben kleinen blauen Wölkchen in einer gewissen Höhe sammelte. Es konnte nichts Prächtigeres und Schöneres geben, als diesen herrlichen Saal in seiner fürstlichen Stille und Abgeschlossenheit. Die Stühle an den Wänden mit ihren hohen Lehnen und kleinen braunen geschnitzten Kronen sahen so aus,

als hätten eben die Kurfürsten des heiligen römischen Reichs sich von ihnen erhoben, und als wüßten die Stühle es, und sähen unbeschreiblich stolz auf einen kleinen modernen Polsterstuhl herab, der, Gott weiß wie, in diesen Saal gekommen war, wo er mit seinem kleinen verschämten, blau atlassenen Polster und feinen kleinen gelben Schnüren und Troddeln in der Ofenecke stand und gerne hinaus gewesen wäre.

Es war die Besuchsstunde der Oberin, und sie erwartete eine der Prinzessinnen, und in deren Gefolge noch andere vornehme Damen. Die Säle und Treppen waren auf das sauberste gereinigt, die Maschinen, wie gut gezähmte wilde Thiere, jeden Augenblick bereit ihre Künste zu zeigen, der Waschkessel hatte wie ein gieriger alter Herr, der zu große Bissen verschluckt, den Mund voll unreiner Wäsche, die er bereit war, sogleich auf ein gegebenes Zeichen niederzuschlucken, um sie völlig rein wieder von sich zu geben. Einige Kranke, die leichte, interessante Zustände hatten, und die von ihrem Leiden angenehm und unterhaltend zu sprechen wußten, waren auf einen etwaigen Besuch vorbereitet, und lagen oder saßen in äußerst saubern Negligé's, die wie eben gefallener Schnee glänzten, auf ihren Betten und blättern im Gesangbuch. Der junge Hausarzt hatte eine feine

und geschmackvolle Toilette gemacht, und ging in einem der besuchtesten Corridore auf und ab, mit einem Zettelchen in der Hand und einem Silberstift, ganz in der Stellung, als wollte er eben ein Recept notiren oder eine tiefsinnige Diagnose sich aufzeichnen. Allein das Zettelchen blieb leer und der Silberstift rührte sich nicht. In der Loge der Pförtnerin befand sich eine Putzmacherin aus der Stadt, und half eben ein neues Häubchen aufstecken, und dabei entspann sich ein unaufhaltsames Geplauder, und ein schäumender Bach von Neuigkeiten einer ganzen Woche ergoß sich auf das trockene Feld der Neugierde der Pförtnerin, die jetzt alle bangen und fürchterlichen Träume der Nacht vergessen hatte. Es war ihr dabei sehr lieb, daß No. 9. den Dienst hatte, sehr beschäftigt war und daher nichts von den Neuigkeiten erfuhr. Die Pförtnerin, obgleich sie sie ihre beste Freundin nannte, gönnte doch No. 9. nicht das kleinste Gute. Frau Belzig wußte dies und sagte öfters, daß sie keine Wittve kenne, die ein so hartes und liebloses Herz habe als ihre Freundin Blümcke, und daß keine Schicksalsprüfung bei ihr habe anschlagen können, und daß sie nur durch fortgesetzte Gespenster zu kuriren sei.

Während der ganze weitläufige Krankenpallast so festlich eingerichtet war und jeden Augenblick die

fürstlichen Equipagen vorfahren konnten, fing es plötzlich an in Numero Neun zu rumoren. Ein dunkles Gewirre von Stimmen, ein Pfeifen und Zetern, dazwischen ein gellendes Lachen. Es war gerade die Stube, wo Frau Belzig bei einem erst kürzlich überbrachten Kranken sich befand. Zu jeder andern Zeit wäre dieser Lärm überhört worden, oder er hätte wenigstens nicht diese Aufmerksamkeit erregt. Die Thüren von drei Diaconissinnen-Zimmern öffneten sich und es kamen gepuzte Köpfe zum Vorschein, die da fragten was es gäbe. Der junge Hülfzarzt, immer noch über sein Recept grübelnd, steckte das Blättchen und den Silberstift ein, um vorsichtig auf dem Teppich der großen Treppe einige Schritte vorwärts zu thun und dem Geschrei zu lauschen, das eine Etage tiefer zu ihm heraufklang. Er schickte die Schwester Apothekerin, um zu sehen, was es da gäbe, allein diese Dame, die zwei Kampherstöpfelchen in den Ohren hatte und eine Sackkette um den Hals, fand es unterm ihrer Würde, dem Befehle eines so jungen Mannes, wie der Unterarzt war, Folge zu leisten. Sie zog sich daher hinter die Glasscheiben der Thüre zum Allerheiligsten der Apotheke zurück und wartete hier die Dinge ab, die da kommen sollten. Endlich erschien, gestützt auf eine Diaconissin und gefolgt von

zwei andern, die Oberin auf dem Treppenabsatz mit den Bronceeinfassungen, und fragte, was es gäbe. Diesen Moment hatte Kro. 9. abgewartet; sie stürzte aus der Hölle ihres Berufsörtens hervor und schrie: „Ach — Herr Jes! Herr Jes! Allergnädigste Oberin. Da haben Sie mir einen complet wüsten Menschen übergeben. Es ist ein Apotheker, und zwar ein schon bereits vor einem Jahre übergeschnappter. Jetzt wüthet er und will mich umbringen, weil er behauptet, daß ich ihm eine Glasbüchse, die er mitgebracht, geöffnet habe. Es ist wahr, es war einiger Staub und etwas Unrath darin, und ich hab's hinausgeworfen und das Glas gereinigt.“

Aus der offen gelassenen Thür trat nun in einen gelben Schlafrock gehüllt, mit einer spizigen Mütze auf dem Kopfe, der unglückliche Irre, und rief mit einer hohlen Stimme: „Fluch diesem Hause. Was ungerathene Söhne begonnen haben, ist vollendet worden durch den Unverstand dieses Weibes. Die Hölle ist los und wir sind jetzt nicht mehr zu retten!. Auch die letzten eingekerkerten Teufel sind nun freigekommen! Aber rechnet es mir nicht an. Wenn der teuflische Apotheker gestegt hat — ich bin nicht Schuld. Ich habe Tag und Nacht die Büchse gehütet und hätte sie auch sicher bewahrt, wenn

dieses Weib nicht wäre. Fluch über Euch! Fluch über uns Alle!“

Ein allgemeiner Ruf des Unwillens tönte aus den geöffneten Thüren. Auf den Befehl des Arztes waren die Hausdiener erschienen, handfeste derbe Gestalten, zu allerlei Dienstleistungen erschen, sie mußten den Wahnsinnigen bändigen. No. 9. schwur einen heiligen Eid, daß sie nicht mehr in die Krankenstube zurückkehren wolle. Nachdem der Tumult gestillt war, kehrte die Oberin in den Empfangsaal zurück.

Das Haus beruhigte sich nach und nach wieder.

Der junge Arzt begann wieder seinen tiefsinnigen Gang im Corridor. Die interessanten Kranken blätterten wieder in ihren Andachtsbüchern, die Schwester Apothekerin hatte wieder ihren Platz zwischen dem Salmiak und dem Alaun, und in nächster Nachbarschaft mit dem Rhabarber eingenommen.

Die erste Diaconissin, die eine unbezwingliche Animosität gegen die Charité hatte, und die zweite, die auf gespanntem Fuße mit dem Magdalenenstifte lebte, suchten beide der Oberin einzureden, daß der unangenehme und uninteressante Kranke, der eben die Störung veranlaßt, durch geheime Cabalen jener zwei gewissenlosen und indiscreten Anstalten hierher gelangt sei.

Die Unterredungen über diesen besondern Fall wurden unterbrochen durch das Erscheinen einer Dame im Schleier, die an der Thüre stehen blieb und der Oberin einen Wink gab.

„Verlassen Sie mich jetzt, meine Damen,“ sagte die Oberin mit einer graziösen Handbewegung. „Ich glaube, daß da Jemand kommt, der mich allein sprechen will.“

Die beiden Diaconissinnen entfernten sich, eben so respectvoll wie hoffärtig grüßend. Die Dame mit dem Schleier kam, sobald sie die Oberin allein sah, rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Ach — meine theure Gräfin — sind Sie es! Sehr willkommen!“

„Meine Theure,“ entgegnete die Gräfin auf Französisch und ohne den Schleier zu lüften, „man soll nicht erfahren, daß ich hier gewesen bin. Ich habe meine Gründe.“

„Die ich achte,“ sagte die Oberin.

Beide Damen setzten sich auf ein Sopha.

Nachdem sich die Gräfin sorgfältig umgesehen hatte und bemerkte, daß Niemand lausche, fragte sie: „Wie ist's mit dem armen unglücklichen Geschöpfe geblieben, das ich vor einiger Zeit hierher führte?“

Die Oberin sann einen Augenblick nach. „Ein armes, unglückliches Geschöpf? — Es werden so viele der Art hierher geführt.“

„Aber, meine Beste, Sie wissen doch. Der Umstand mit — Die Person, die sich in gewissen Verhältnissen befand — Erinnern Sie sich, wir kamen am späten Abend mit der Hebamme hierher.“

„So — so!“ erwiderte die Oberin in einem langsamen und mißgestimmten Tone; derlei Besuche sind mir und meinem Hause nicht gerade die willkommensten. Ich meine damit, Geschöpfe dieser Art, die sich vergangen haben. Offen will ich bekennen, daß sie nicht recht hierher gehören. Allein ich thue gern, was Sie wünschen, meine theure Freundin, und Sie schienen zu wünschen, daß man die Kranke gerade hier aufnähme.“

„Allerdings wünschte ich das. In der Bestürzung und der Verwirrung, in der ich mich damals durch eine gewisse Entdeckung befand, wußte ich keinen andern Weg als hierher.“

„Es hätte indessen noch andere Wege gegeben,“ bemerkte die Oberin, und sah mit einem starren und nichts sagenden Blicke vor sich hin.

„Entschuldigen Sie, meine Theure.“

„O, ich habe kein Wort gesprochen, liebste Gräfin. Kein Wort. Meine Stellung ist so eigenthümlicher Art. Ich selbst bin so tief niedergedrückt und leidend. Die Schlechtigkeit der jetzigen Welt, das Rohe und Gemeine der Verhältnisse im Allgemeinen drückt meine Seele nieder; und ich darf annehmen, daß jede edle Seele mehr oder minder niedergedrückt wird. Es ist dies eine Thatsache. Wir leiden alle; und vornehmlich die feiner organisirten Wesen. Als ich diese Stelle annahm, glaubte ich nicht, daß sie mich mit so niedrigen Elementen in Verbindung bringen würde. Mein Gott, man hilft gern, allein die Menschheit will sich nicht helfen lassen. Undank, schwarzer Undank ist unser Lohn. Doch das nebenbei. Vor allen Dingen sind mir diese Geschöpfe zuwider, von denen eines durch Ihre gütigen Hände mir überantwortet ist. Es ist ja so leicht, der Verführung zu widerstehen. Die heutigen Männer sind so wenig liebenswürdig; ich begreife nicht, wie nicht auch ein niedrig organisirtes Wesen dieser eiteln, blasirten und erbärmlichen Männerwelt widerstehen mag. Und dennoch! immer dieselben Opfer des Leichtsinns, der Frivolität. Das erscheint mir unerklärlich. Oder es muß ein Motiv dabei vorwalten, das ich verachte im Grunde meiner Seele, nämlich

*

Geldgier. Da ist freilich nicht zu helfen, und mein Haus ist viel zu gut, um solchen verpesteten Geschöpfen zur Freistatt zu dienen.“

„Sie sind im Irrthum, Theuerste,“ sagte die Gräfin; „das arme Wesen, das ich Ihnen gebracht, gehört nicht in diese Classe; und wenn es auch dahin gehörte — wollen wir milde sein.“ —

„Nein, nein, nein! Nicht milde. Wir könnten eben so gefehlt haben, allein wir haben es nicht. Es muß Gerechtigkeit in der Welt sein. Vergehen sich diese Geschöpfe, so sollen sie auch dafür leiden.“

„Nun, lassen wir das!“ sagte die Gräfin beschwichtigend. „Ueber ein allgemeines Thema verhandelnd, kann man uneins sein, während man bei dem besondern, gerade vorliegenden Fall sich leicht verständigt. Ich komme hierher, um Sie zu fragen, wer sich jener Armen angenommen hat, und von wem sie von hier weggeführt worden?“

Die Oberin sann eine Weile nach, und sagte dann zögernd: „Es verließen an jenem Tage, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, drei Genesene mein Haus“ —

„Es war nicht am Tage, es war in der Nacht, wo man Jene entführt hat“ —

„Entführt? Unmöglich! Man entführt mir nichts.“

Es ist in aller Form geschehen, daß sie das Haus verlassen. Und jetzt besinne ich mich. Allerdings, es war in der Nacht. Ich will Ihnen darüber genauere Auskunft geben lassen.“

Sie setzte die Klingel in Bewegung und die dienstthuende Diaconissin erschien. „Diese Dame möchte Ihnen gern einige Fragen vorlegen; kommen Sie, setzen Sie sich zu uns.“

Dieses „zu uns“ bedeutete in einiger Entfernung von der Oberin, die in einsamer Größe auf ihrem Thronessel sitzen blieb, indes jene Beiden Fragen und Antworten austauschten.

„Von der jungen Person selbst,“ berichtete die Diaconissin, „haben wir gar nichts erfahren. Es schien ihr auf's Strengste Stillschweigen anbefohlen zu sein, und sie war so schüchtern, daß jedes harte Wort sie erschreckte.“

„Ein hartes Wort,“ berichtete die Oberin, „ist hier auch wohl hoffentlich nie ausgesprochen worden, in meinem Hause nicht.“

„Allerdings nicht,“ sagte die Dame in freundlicher Gefügigkeit, „ich wollte auch eigentlich nicht hartes, sondern lautes Wort sagen. Wir haben sie auch nicht belästigt, besonders da ihre schwere Zeit rasch heranrückte, und wir für ihr Leben bange sein

mußten. Sie bestand aber, was Gott über sie verfügte, recht wacker, und als sie eben anfing wieder in die Genesung zu kommen, und wir vielleicht etwas hätten erfahren können, wurde sie uns entzogen. Wir haben also durch sie nichts erfahren, aber durch Jemand andern.“

Die Gräfin belebte sich neu. „Durch wen?“ fragte sie lebhaft.

„Durch den Bruder der Armen, der hierher kam, um sich in seiner rohen Weise, die Sie ja kennen, Gräfin, denn er hat in jener Nacht, wo Sie uns die Kranke brachten, fast das ganze Haus in Aufruhr gebracht, nach der Schwester zu erkundigen, und der darüber zankte, daß er sie nicht todt fand. Durch diesen Menschen erfuhren wir — ich will sagen, erfuhr ich — den Namen und den Stand des Verführers.“

Die Gräfin und die Oberin blickten zugleich auf die Sprechende hin.

„Allein werde ich den Namen auch sagen dürfen?“ fragte die ältliche Frau zögernd.

„Warum nicht?“ entgegnete die Oberin in einem kalten und gleichgültigen Tone. „Weshalb nicht?“ setzte die Gräfin hinzu, indem sie mit Mühe das Zittern ihrer Stimme bewältigte.

„Nun, Sellnhorst.“

Die Gräfin mußte alle Kräfte aufbieten, um — den beiden Zuhörerinnen nicht auffällig, die wenigen Worte auszusprechen, die sich ihr jetzt auf die Lippen drängten. Endlich sagte sie, indem sie an den Franzen ihres Sonnenschirms spielte: „Es giebt zwei dieses Namens, der Vater und der Sohn.“

„Welcher ist Präsident?“ — nahm die Diaconissin das Wort.

Die Gräfin erhob sich und fragte, bleich wie der Tod, aber mit blitzenden Augen: „Der?“

„Um Gotteswillen!“ rief die Oberin — „was haben wir da angerichtet! Was fällt mir ein! Sellnhorst! der Präsident Sellnhorst! Meine theuerste Gräfin, Sie sind ja die Braut dieses Mannes! Ach — ach! welche Unbesonnenheit! die Leute so schwagen zu lassen! Gehen Sie, gehen Sie! Sie haben etwas Schönes angerichtet. Wollen Sie gleich gehen!“

„Ich bin dazu aufgefordert worden,“ entschuldigte sich die Diaconissin, indem sie sich entfernte. Die Oberin umarmte die Gräfin, und beide schöne, schlankgewachsene hohe Gestalten standen während einer stummen Pause in eine Gruppe vereinigt.

„Sie sehen, wie die Männer sind, und wie man

sich hüten muß sich mit ihnen einzulassen,“ flüsterte die Dame im Hermelinmantel. „Und so sind sie Alle — Alle!“

„Nicht Alle!“ entgegnete Constance mit stockender Stimme und ihr Haupt an die Schulter der Theilnehmenden gelehnt. „Der, von dem ich's geglaubt, ist nicht so. Gerade der nicht.“

„Aber gerade der, meine Liebe! Ich verstehe Sie nicht. Gerade der ist ja so. Haben Sie es nicht gehört?“

„Ich habe Alles gehört, und gehe getröstet, beseligt — von dannen.“

Die Oberin sah sie starr an.

Die Gräfin erschrak über den Sinn, der in den Worten lag, und schnell sich verbessernd, setzte sie hinzu: „Nun ja, getröstet; weil es ja doch immer Trost gewährt, endlich einmal die Wahrheit zu wissen.“

Die Oberin kam von ihrem Erstaunen zurück. „Wenn Sie es so meinen,“ sagte sie, so haben Sie ganz meine Ansicht. Man muß wissen, wie schlecht die Welt, wie unverbesserlich böse die Menschen sind, um zu dem Trost zu gelangen, daß man von beiden gar nichts erwartet. Bei allem dem gestatten Sie mir eine Frage: Da Sie das arme Geschöpf kann-

ten und sich seiner annahmen, so mußten Sie doch wissen, mit wem Sie es zu thun hatten?"

„Ich wußte dies nur oberflächlich,“ entgegnete die Gefragte. „Ein gewisses ängstliches Gefühl, das unterdessen unendlich gewachsen und heute auf eine nicht mehr zu ertragende Höhe gestiegen ist, hielt mich ab, nähere Nachforschungen anzustellen. Die Verführte wandte sich brieflich an mich, ohne mir ihren Verführer zu nennen. Ich habe sie auch nicht nach ihm gefragt. Auch den rohen, frechen Menschen, den Bruder, den ich nur einmal und flüchtig sah — auch den mochte ich natürlich nicht fragen. Ich legte mir als Pflicht auf, zu helfen, ohne zu wissen und zu fragen, wem ich half. Aber mein Herz litt bei dieser Unbestimmtheit. Den Namen hatte ich endlich — mehr zufällig als ihn absichtlich erforschend — erfahren; aber diesen Namen führten zwei Männer, die ich beide kannte. Jetzt wurde das Gefühl, das ich eben bezeichnet habe, immer quälender. Ich wollte Gewißheit. Die hülfreiche Frau, mit der vereint ich in jener Nacht die Kranke hierher gebracht, ist in Ausübung ihres Berufs auf mehre Wochen verreiset; hier die Kranke selbst ist von unbekannter Hand mir entführt worden — der junge Mann, den ich aussandte, mir um

jeden Preis Nachricht zu bringen, blieb aus, und so — da sich unterdeß die Erfüllung meines Geschicks rasch dem Ziele zudrängte — war ich in die finsterste Nacht des Zweifels und des Kummerß gestürzt. Zulezt blieb mir nichts anderes übrig, als zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen.“

„Ach!“ rief die Oberin, und führte ihr Tuch an die Augen — „bei mir mußten Sie die ganze Fülle und den Umfang ihres Unglücks erfahren! Bei mir! Das ist ein hartes Geschick für mich.“

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein, meine Theure!“ sagte die Gräfin, wieder zur Verwunderung der Oberin in die frühere zweifelhafte und räthselhafte Wortstellung fallend. „Ich bin durch Sie zu meinem Glücke, zu meinem Frieden geführt worden.“

Sie entfernte sich und die Oberin blieb zurück, auf eine Weile darüber nachdenkend, welch ein Glück und welch eine Freude darin liegen könne, seinen künftigen Mann untreu, und auf schlimmen Pfaden wandelnd, ertappt zu haben.

Der Handel.

Glücklich wie eine Braut es nur sein kann, und jung und froh sich fühlend wie ein Kind, dankbar gestimmt wie ein frommes, von himmlischem Segen überschüttetes Herz, so nahm die Gräfin in ihrem Wagen wieder Platz und schlug den Schleier zurück, und lehnte sich in die Polster und sog den frischen Luftzug, den Athem des erwachenden Frühlings ein, der ihr entgegenschwellte.

„Wie himmlisch süß ist das Glück!“

„Wie hoch trägt es uns — wie immer höher in die klare, sonnendurchbligte Atmosphäre.“ —

Die Federn des Wagens wiegten dieses schöne, glückliche Wesen. Häuser und Bäume glitten an ihr vorüber, ohne daß der trunkene Blick auf irgend einem Gegenstande haften blieb. Sie kostete ihr Glück — sie empfand es durch und durch; bis in den klein-

sten Winkel des Herzens hinein drang das Bewußtsein dieses Glückes. Lange, schwere, kummervolle Nächte — angstdurchwühlte Stunden sanken wie dunkle Schatten vor dem Lichte eines neuen Tages nieder. Es wurde helle — helle. —

Der erste Gedanke, der dies edle, dankbare und demüthige Herz — nächst dem Bewußtsein des Glückes durchzog, war der: Hast du Niemand gekränkt? Ist dir Niemand böse? Hast du Keinen, mit dem du dich versöhnen mußt? Jetzt ist die Stunde da, wo du demuthsvoll Abbitte machen mußt, denn sonst verdienst du nicht glücklich zu sein.

Und die Gräfin befahl in eine Gegend zu lenken, wo eine jener gesellschaftlichen Bekanntschaften wohnte, die sich — sehr mit Unrecht — Freundschaften nennen. Diese Dame glaubte sich gekränkt, beleidigt, sie erwartete einen Besuch. Sie war im Unrecht, die Gräfin hatte sich fest entschlossen, diesen Besuch nicht abzustatten; jetzt aber fuhr sie hin. Ich will alle Welt mit mir versöhnen, rief sie lächelnd bei sich — denn sonst verdiente ich nicht glücklich zu sein.

Als dieser Besuch abgethan war, zog die Gräfin ihre Briefftasche hervor und sah sich die Namen einer Liste an. Sie gab Befehl, in eine entfernte Vorstadtgegend zu lenken. „Ich will in die Hütte der

Armuth treten," sagte sie, „und mein übermüthiges und frohes Herz soll mir sagen: Hilf erst diesen, ehe du es wagst vor deinen Gott zu treten, es ihm zu danken, daß er dir gab, was du nicht verdienstest.“

Am Beginn der Straße ließ sie den Wagen halten und setzte zu Fuß ihren Weg fort. Da hörte sie Jemand athemlos hinter sich herkeuchen. Umblickend erkannte sie den jungen Schweizer-Schützen.

„Ach, Madame!“ rief er, eine ehrfurchtsvolle, militärische Verbeugung machend und sich erschöpft an das Geländer einer Treppe lehrend, „wie Sie gut zu Fuß sind! Wie Sie rasch gehen können. Ich bin Ihrem Wagen nachgerannt, da ich Sie an dem Zipfelchen Ihres blauen, wehenden Schleiers erkannte. Es giebt nur in ganz Berlin diesen einen blauen Schleier. Verzeihung, Madame, wenn ich Sie beleidige.“

Sie blieb stehen und sah ihn freundlich an.

„Ich habe vor einer Stunde Frau Wiesentrost gesprochen,“ fuhr der Soldat fort, „gestern Nachts ist sie angelangt; ich war schon in der Stadt, aber fand Niemand in Ihrer Wohnung. Entschuldigen Sie, Madame, ich möchte lieber sterben, als Ihnen eine unangenehme Nachricht bringen. Es ist weiß Gott wahr, und ich wünschte, die Kugel bei Friederica,

die dicht neben mir einem unserer Offiziere den Helm zersplitterte, hätte mir in's Herz getroffen, so wäre ich jetzt nicht gezwungen, Ihnen als ein schlimmer Botschafter entgegenzutreten."

„Aber was giebt's denn, Herr Wickye?"

Der junge Schweizer wurde jetzt wieder von einer heftigen Verlegenheit geplagt, als er das eigentliche Geheimniß, um das es sich handelte, aussprechen sollte. Er konnte mit bestem Willen nichts hervorbringen als die Worte: „Es ist leider der Herr Präsident, Madame" —

„Ich danke Ihnen, lieber Herr," entgegnete die Gräfin sehr mild und freundlich — „ich weiß schon alles. Bemühen Sie sich nun meinewegen nicht weiter. Ich bin Ihnen herzlich verbunden für das, was Sie für mich gethan."

„Ach, Madame — es ist so wenig gewesen, und — auf meine Ehre! — ich möchte so viel thun!" Er legte die Hand auf's Herz und stand da wie ein junger Ritter vor seiner Dame. Die Gräfin betrachtete ihn, trotz dessen, daß ihr Sinn jetzt mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt war, mit großer Theilnahme. Sie empfand den Strahl dieses jugendlichen Auges, der ihr eine kühne und heftige Leidenschaft kündete. „Erlauben Sie," sagte der

Schütze, „daß ich Ihnen noch ferner Nachrichten bringen darf. Frau Wiesentrost wußte noch nicht, wohin man die Kranke gebracht, allein da sie eine Person ist, die alles erfährt, was sie erfahren will, so wird sie das auch bald wissen.“ —

„Gut, mein Herr; ich werde Sie erwarten und Sie mit Vergnügen bei mir sehen, so oft Sie kommen wollen. Sie haben an mir eine dankbare Freundin.“

Das war sehr viel gesagt — aber doch nicht das, was Tony Wickye, der ganz von Sinnen war, aus Liebe zu der schönen Frau eigentlich wünschte. Er hätte gewünscht, sie hätte ihm verboten sie zu besuchen, aber mit einem Ausdruck und in einem Tone hätte dieses Verbot ausgesprochen werden sollen, so daß es geklungen: Komme bald — aber laß Niemand etwas davon wissen. Aber die Gräfin hatte ihm ausdrücklich gesagt, er möchte kommen so oft er wollte: so ladet man Niemand ein, den man liebt.

Tony Wickye war gar nicht erfreut über dieses Zusammentreffen. Er entfernte sich langsam wieder und schlug den Weg zu seiner Kaserne ein.

Unterdeß betrat die Gräfin die Wohnung des alten dürftigen Paares, das von ihr Almosen empfing. Es waren wackre Leute, aber völlig unfähig sich ihren

Erwerb zu verdienen. Ein langwieriges körperliches Leiden, mit hartnäckigen, grausamen Schmerzen verbunden, hielt den Alten auf dem Bette gefesselt. In der Nebenstube befand sich eine Familie, die ebenfalls hülfsbedürftig war, und die diese engen Räume mit dem alten Paare theilte. Die Gräfin nahm Platz am Fenster, das die Aussicht auf den Hof und die Treppen und Eingänge der Nebengebäude hatte; die Alte setzte sich neben sie. Nach einigen Erkundigungen nach dem Haushalt und über die nothwendigsten Bedürfnisse, brachte der Gast eine kleine Geldsumme hervor, die vertheilt werden sollte. Allein der Alte vom Bette aus that Protest dagegen. „Es wäre unverschämt, noch weitere Gaben anzunehmen,“ sagte er, „da wir das Nöthige und bereits schon darüber haben. Wir sind durch die Freigiebigkeit Ihrer Sendungen, gnädige Frau, und durch die Geschenke, die seit einiger Zeit ein junger Herr uns bringt, so reichlich versorgt, daß wir unserm Nachbar sogar etwas von unserem Ueberfluß haben mittheilen können.“ Die Gräfin fragte, wer der junge Herr sei, allein das alte Paar wußte seinen Namen nicht, nur so viel wußten die guten ehrlichen Leute, daß ihr Nachbar, der Vater einer großen Familie, in Untersuchung sich befinde wegen der Vorfälle im

vorigen Sommer, und daß der junge Herr die Sache des Angeklagten führe.

„Also auch einer jener eitlen und verblendeten jungen Männer,“ sagte die Gräfin, „die das schlimm verleitete Volk jetzt noch in seinem Unrecht bestärken und noch tiefer in's Unglück führen.“

„Gewiß nicht“ — entgegnete der Alte; „ein solcher ist unser Wohlthäter nicht. Ich habe die Gespräche angehört, die er mit meinem Nachbar führt. Nie kommt dabei ein Wort vor, was da sagte, daß der Arbeiter sich gegen Gesetz und Ordnung auslehnen müsse, um zu Arbeit und reichem Verdienst zu gelangen, so wie's die Lehre der andern Herren war und noch ist. Durch ihn ist mein armer Nachbar auch bekehrt worden, und hat seinerseits wieder seine Genossen bekehrt. Allein es ist unglaublich, wie sinnlos die Leute gemacht werden, wie es schon so weit gekommen war, daß Niemand mehr arbeiten wollte, sondern Jeder von fremdem Gut in Haus und Braus leben. Seitdem der junge Herr hier ein- und ausgeht, schlägt mein Nachbar sein Weib nicht mehr, die Kinder fluchen und schreien nicht gegen ihre Eltern, es ist Ruhe und Stille, und wenn ich so sagen darf wieder menschliches Wesen bei den Armen eingekehrt. Es war früher, als wäre die Hölle hier losgelassen.“

„Ich möchte diesen Herrn wohl sehen,“ sagte die Gräfin.

„Da steigt er eben die Treppe hinauf!“ rief die Frau. „Es trifft sich gut. Er kommt immer zuerst zu uns. Sie werden ihn sogleich hier eintreten sehen.“

Constance hatte Bernhard erkannt. Sie eilte, von der Röthe der Ueberraschung und Freude übergoßen, auf die Schwelle des Nebenzimmers, indem sie den beiden Alten zurief: „Sagt nichts davon, daß ich hier gewesen, ich bitte Euch.“ Damit verschwand sie in das Zimmer, wo die Familie sich befand. Hier theilte sie Almosen aus und nahm Platz in der Nähe der Thüre, die nur angelehnt blieb, und wo sie hören konnte, was in der Kammer, die sie eben verlassen, gesprochen wurde.

Mit welchem Entzücken hörte sie die Stimme des Geliebten, des Mannes, dem sie ihr Herz ausschließlich zum Eigenthum gegeben hatte, seitdem sie ihn frei von einer dunkeln Schuld wußte, und der von diesem beseligenden Geschenke noch keine Abndung hatte.

Er kam mit einem andern Herrn, der ein verdächtiges und unangenehmes Aeußere hatte, und mit dem er sein Gespräch fortsetzte, nachdem er die beiden

Alten flüchtig gegrüßt. Constance vernahm folgende Worte:

„Nun denn, ich will Ihnen die Summe geben, die Sie fordern, obgleich dies eine niederträchtige Prellerei ist, die Ihnen theuer zu stehen kommen würde, wenn ich Sie vor die Gerichte brächte, allein dann müssen Sie mir auch alle Briefe ausliefern.“

„Alle. Ich habe keine weitem im Besitz, als die Sie hier sehen.“

„Sie lügen.“

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nein.“

„So wahr Sie ein Schurke sind, ja.“

„Herr Assessor, es zwingt Sie ja Niemand, mir meine Briefe und Dokumente abzukaufen. Lassen Sie mich immerhin im Besitz derselben.“

„Damit Sie dann hingehen und von dem Manne, der durch diese Schriften hart compromittirt wird, durch Drohungen schwere Summen erpressen.“

„Das könnte allerdings so kommen. Zehn oder funfzehn Jahr Zuchthaus — wenn's Glück gut ist Festung, sind ihm gewiß, wenn ich auch nur einen dieser Briefe vor die rechte Schmiede bringe.“

„Sie könnten sich täuschen. Der Mann ist selbst Chef eines Gerichts“ —

„Ja — ja; es ist Ihr Herr Papa. Glauben Sie daß ich das nicht weiß?“

„Thut hier nichts zur Sache.“

„Thut sehr viel zur Sache. Der Sohn will nicht, daß der Herr Vater in's Zuchthaus gelange.“

„Schweigen Sie, Glender! oder sprechen Sie wenigstens nicht so laut. Ich wiederhole Ihnen, Sie werden bei diesen Gerichten nichts ausrichten.“

„Vor einem halben Jahre zurück hätte ich allerdings nichts ausgerichtet, aber jetzt — werde ich etwas ausrichten. Ich und meine Freunde wissen das; wir bekümmern uns um Alles.“

„Um die ärgerliche Geschichte zu endigen, werde ich Ihnen noch das Doppelte von der versprochenen Summe geben, wenn Sie mir die zwei Dokumente schaffen, die zuletzt in Breslau gesehen worden sind. Ich weiß, daß Sie in deren Besitze sich befinden.“

Der Aufgeforderte sah listig und boshaft den Sprechenden an. „Ich möchte erst das Geld in meiner Hand sehen!“

„Damit Sie mich nachher betrügen! Keinen Pfennig ohne die Papiere.“

„Gut, hier sind sie.“

„Und hier das Geld. Jetzt machen Sie, daß

Sie aus Berlin kommen. Wenn Sie neue Waare zu verkaufen haben, so melden Sie es mir auf dem gewohnten Wege, und wir treffen uns dann wieder hier zusammen. Sollte ich nicht mehr in Berlin sein, so wird Jemand anders, der sich beglaubigen wird als von mir dazu angestellt, Ihnen Ihre Sachen abnehmen.“

Die Thür ging; Jener hatte sich entfernt. Constance wollte entfliehen, allein eine Macht, der zu widerstehen sie zu schwach war, hielt sie an der Stelle gebannt, von wo aus sie die edle Gestalt, die theuren, von Kummer und Schmerz getrüben Züge betrachten konnte. Er hatte sich auf dem Plaze am Fenster niedergelassen, den sie vor wenig Minuten inne gehabt, und eine lange Pause herrschte, denn die beiden Alten wagten es nicht, nach dem kurzen, leidenschaftlichen Wortwechsel, den sie eben mit angehört, von dem sie aber nur wenig verstanden hatten, ihren jungen Wohlthäter aus dem unruhigen Sinnen zu stören, in das er versunken war. Allein er ermannte sich selbst und sagte mit einer noch von lebhafter Bewegung erschütterten Stimme: „Ihr guten Leute, ich werde nicht mehr so oft zu Euch kommen können; vielleicht reise ich schon in diesen Tagen ab, vielleicht schon morgen.“ — Er setzte hinzu, indem er vor

sich hinstarrte: „Es könnte sein, daß ich diese Nacht nicht mehr in der Stadt bin.“

Constance lauschte in fiebernder Angst und mit zurückgehaltenem Athem.

„Sie wollen fort, lieber Herr — und wohin?“

„Kümmert das Jemand was?“ fragte er unmu-
thig. „Ich geh, weil ich eben nicht länger bleiben
will und kann. Die Welt ist groß.“

„Ja, das ist sie; allein Sie haben hier Ihren
Vater und Ihre Freunde, und sind in dieser Stadt
groß geworden.“

„Das macht Alles nichts aus,“ entgegnete der
Kummervolle. „Wenn in einer Stadt Einem Pein
und Leid zugefügt wird, so nützt es wenig, daß sie
unsere Vaterstadt ist, wir müssen doch fort.“

Die Alten sahen sich einander an; Keines wagte
ein Wort weiter vorzubringen, so bestimmt und fest
klang die Stimme, die diese trostlosen Aeußerungen
that.

Bernhard erhob sich, um in das Nebenzim-
mer zu gehen, und diesen Augenblick benutzte Con-
stance, um daraus zu entschlüpfen. Als er herein-
trat, war sie nicht mehr dort.

In ihrer Wohnung angelangt, zerfloß die Glück-
liche in Thränen. Diese wenigen Stunden, welche

Fülle von Seligkeit hatten sie über ihr Herz ausgegossen! Sie war ihrer Liebe zum ersten Male auf das Entschiedenste bewußt geworden, sie wußte den Geliebten rein von Schuld, sie sah ihn aufopfernd für einen Ehrlosen handeln, der sein Vater war, und der — wenn diese seligen Stunden nicht gewaltet — ihr Gemahl, ihr Beiniger, ihr Dämon geworden. Nun konnte kein Zweifel weiter sein, was die nächsten Stunden brachten. Sie flog an ihren Schreibtisch, um einen Brief an den Präsidenten aufzusetzen.

Erläuterungen.

Eine Woche bereits war die Kranke in dem Hause der beiden Schwestern; indessen war sie eigentlich nicht krank zu nennen, obgleich sie kein Bild der Gesundheit darstellte. Es war auffallend, wie eine anscheinend derbe Natur durch ein moralisches Leid geknickt worden, in dem Maaße, daß die ganze Organisation gelitten. Dieses arme Geschöpf, das Kind rechtlicher Eltern, die jedoch eine große Familie bei sehr kärglichem Einkommen zu ernähren hatten, war aus der Provinz in die Hauptstadt gekommen, wie eine Menge ihrer Art fast noch täglich kommt, von einer mächtigen Hoffnung auf Gewinn und Genuß getrieben. Der Bruder befand sich schon dort auf einem der Arbeitsplätze in der Nähe der Stadt. Marie fand ein kärgliches Unterkommen als Magd, dann durch die Bemühungen einer ihrer Lands-

männinnen eine Anstellung als Nätherin in einer Handlung. Ein paar Jahre vergingen ruhig und glücklich. Der Ueberschuß von dem täglichen kleinen Gewinn wurde nach Hause zu den armen Eltern geschickt; ebenso machte es der Bruder, - der unter seinen Genossen als ein fleißiger und ordnungsliebender Arbeiter bekannt war. Wie die Bewegungen des Frühlings des vorigen Jahres ausbrachen, äuferten sie auch bis in diese Regionen der städtischen Bevölkerung ihre Wirkung, ja, es läßt sich behaupten, daß sie nirgends entschieden zerstörender und auflösender auftraten. Die Corruption der Hauptstadt, diese entfittlichten Massen eines innerlich rohen, äußerlich geglätteten Pöbels, warfen sich auf die noch in Reinheit und Unschuld bestehende ländliche Bevölkerung. Das Werk der Zerstörung begann. Menschen, denen nichts mehr heilig war, gingen darauf aus, überall bei ihren Nebenmenschen, wo sie den Glauben an das Heilige fanden, ihn zu zerstören. Der Staat, der in einer Krisis der Umgestaltung begriffen war, hatte in dem Augenblick nicht Macht und Geistesgegenwart genug, das Treiben dieser Räuberbande inmitten der Civilisation im Keime zu ersticken. Die Eruption war fürchterlich. Mit einem Stoß waren zahllose destructive Elemente frei-

gegeben, und sie wütheten unter der Bevölkerung. Verderbliche Einflüsse von Außen halfen die Verwirrung vervollständigen. Das ächt deutsche Element der Treue und Redlichkeit, der Besonnenheit und des Maaßes, schien verschwunden. Besonders gewährte die Hauptstadt, von der wir oben sprachen, in den Sommermonaten des eben bezeichneten Jahres, dieses Bild in seiner grausenhaftesten Vollendung. Man hatte Mittel gefunden, die Arbeiter in den Kreis jener ewig wachen Straßenemeute zu ziehen, die man damals Politik nannte. Der gesunde Sinn dieser Männer war umnebelt worden, sie gesellten sich dem Auswurf der Bevölkerung zu, der sich eben, nach französischem Muster, für souverain erklärt hatte und die Stadt tyrannisirte. In jener Zeit sah man die empörendsten Ausschweifungen straflos begehen, und der Menschenfreund mußte weinen, wenn er die kräftigen, ursprünglich gut gearteten Naturen jener Arbeiter mit in diese empörenden Verirrungen hineingerissen sah. Sie kamen zu hellen Haufen in die Stadt, sie stellten sich auf, sie folgten dem Rufe ihrer Führer und schwuren mit zu einer Fahne, deren eigentliche Bedeutung sie nicht kannten. Jetzt ist durch das Sich-Ermannen der Regierung und durch die rastlos arbeitende Thätigkeit der wahren Vaterlands-

freunde diese dem Staate so nützliche Bevölkerung dem Gemeinwesen erhalten worden. Zahllose schon verführte Opfer haben sich wieder der Ordnung und Gestittung angeschlossen, indem sie auf ihre schaamlosen und frechen Verführer schmähen. Allein noch lange nicht ist das feste und edle Vertrauen wieder hergestellt, noch lange nicht sind alle Verführte wieder umgekehrt; die Saat des Unheils wurde in zu großer Masse und von zu festen Händen ausgestreut.

Wir haben diese Worte hier hingesezt, weil wir es nöthig finden, daß der Leser immer wieder den Fuß auf den Boden dieser sogenannten Revolution seze, auf diesen Boden, der unter unseren Schritten wankt, der mit Blut und Unrath besudelt ist, und der immer neu den Abscheu in uns wach erhält, mit dem wir auf die Gebilde blicken, die unmittelbar diesem Boden entkeimt sind.

Der Bruder unseres jungen Mädchens gehörte mit zu den Verführten. Einer der Clubs, aus „fessellosen“ jungen israelitischen Doctrinaires bestehend, hatte sich's zur Aufgabe gemacht, sich zu allen Stunden des Tages und der Nacht auf jene Arbeitsplätze zu begeben, wo bis jetzt der redliche, angestrengte Fleiß mit dem wenn auch geringen Erwerb zufrieden gewesen war. Hier wurden nun die

Säge Fouriers und Pierre Leroux' gepredigt, confus und leichtfertig gepredigt, aber doch gepredigt; hier machten sich junge Laugenichtse und sinnlose Schwärzer zuerst an die Mission. Die besonnenen Revolutionnaire folgten nach. Es bewegte sich fortwährend ein Zug nach den Arbeitsstätten. Die Arbeit ruhte; die Schenken füllten sich — anfangs der Leichtsinns, dann das Verbrechen — fingen an ihre Häupter zu erheben. Es floß Geld aus den verschiedensten Quellen, allein diese Quellen hatten dennoch einen Ursprung: die Aufgabe, die Massen zu demoralisiren auf jedem möglichen Wege.

Zugleich mit den Excessen und den brutalen Ausschweifungen, denen sich der Bruder hingab, traf der Fall der Schwester zusammen. Der Präsident hatte an Beidem schuld. Wenn er Abends zu dem Mädchen schlich, begegnete er öfters dem Bruder, der mit seiner trunkenen Rotte kam, um irgend ein Ministerhôtel zu stürmen, oder sich in einen Kampf mit der wenig bewaffneten und schwachen Polizeimacht zu stürzen. Bezahlt wurden Beide. Aber die Schwester erlag ihrer Beschimpfung. Sie fühlte die Folgen des Fehltritts und wurde zugleich brutal zurückgestoßen von dem, der sich ihrer anzunehmen versprochen hatte. Die Eltern verstießen sie, der Bruder schmähte

auf sie, die Unglückliche verlor zugleich mit dem Frieden ihrer Seele die Ruhe ihrer Existenz. Jetzt — von dem Präsidenten hingeschickt — fand sich eines jener Ungeheuer bei ihr ein, daß der verlassenen Ehre auch noch die letzte Stütze zu rauben kommt, um das Opfer dem Laster zu verkaufen. Aber da nahm der Bruder sich ihrer an; das Haus der Eltern mit seinem Segen und seinem Fluch war noch vor seinem Blicke nicht ganz hinweggescheucht, er kam zu der Verlassenen, und auf seinen Armen fast — ein ärmlicher Karren war das einzige Transportmittel, und hierauf konnte die Kranke nicht ausharren — trug er sie in die Hütte, an der ihm ein Antheil zukam. „Hier lieg und stirb!“ rief er. „Und erst wenn Du todt bist, so komme ich Dich abzuholen. Laß mich nicht rufen — denn ich würde nicht kommen.“

Er hielt grausam sein Wort; er kam nicht, wenigstens zeigte er sich ihr nicht. In den Nachtstunden irrte er, wie wir gesehen haben, um die Hütte her, und warf einen verstohlenen Blick durch's verhängte Fenster. Sehen wollte er sie doch.

Der Präsident hatte erst dann wieder angefangen sich um die Unglückliche zu kümmern, da er

von ihr fürchten mußte, daß sie ihm in seinen Plänen kreuzte.

Wir werden so eben sehen, daß sie auch in dem jetzt erwählten Zufluchtsorte keine Ruhe fand. —

Die Ausweisung.

Amenaïde Ziebiß stand mitten im Zimmer mit zwei Hyazinthen in Töpfen unter beiden Armen, und wartete, daß Glorinde herabkäme, um die eben eingekauften Blumen hinauf zu der „Freundin“ zu bringen; „denn,“ sagte sie, „von der Hand des Kindes nimmt sich doch jede Gabe besonders freundlich aus, und dann kann ich selbst auch die Treppe nicht hinauf — der Fuß schmerzt mich.“

Allein Glorinde kam nicht, statt dessen klingelte es, und Idchen mußte die Töpfe hinsetzen, um zu öffnen.

Frau Carlinchen trat ein.

„S, du meine Güte, Sie sehen ja wie die Blumengöttin selbst aus!“ rief die Nachbarin. „Was giebt's denn heute hier? Geburtstag?“

„Ach nein. Mein kleiner Engel hat sein Fest im Herbst.“

„Na schön! So ist's recht. Was eine reife Frucht ist, muß sein Geburtsfest auch in der Jahreszeit der Reife haben. Was sollen denn die Blumen?“

„Für unsre neue Hausgenossin,“ entgegnete Amenaïde. „Wollen Sie sie vielleicht hinauftragen, liebe Nachbarin?“

„Warum nicht. Geben's her. Sie haben wohl wieder die Gicht im linken Beine? Das kommt von dem jugendlichen Wesen! Das zieht nie gute, wollene Strümpfe an. Hören Sie mal, die alten Häute wackeln ja heute ganz besonders im Winde. Das hat was zu bedeuten.“

„Was soll es zu bedeuten haben?“ entgegnete die Gescholtene gereizt.

Die Nachbarin schüttelte den Kopf und nahm die Blumen. Sie blieb einige Zeit aus, dann hörte man sie laut lachen auf der Treppe, und endlich erschien sie im Zimmer unten, wo Amenaïde ihr fragend entgegentrat.

„Mein Schatz, wissen Sie auch, wen Sie da oben haben?“

„Die Verwandte des Justizraths“ —

„Die Verwandte des Satans! Ja, mein gutes Herrgottchen, das ist ja eben die Mamsell von der ich Ihnen neulich gesprochen, die mit der Wiesentrost umhergefahren ist. Das ist sie ja, lebhaftig. Ich kenne das Weibsbild — schon als Nätherin hatte ich die Ehre ihrer Bekanntschaft. Damals that sie so unschuldig, so tugendhaft! Hast du nicht gesehen! Und jetzt — liegt sie da — und das Kind wird noch nachgebracht. Haben Sie auch eine Wiege im Hause?“ —

Idchen war keines Wortes mächtig.

„Na, was hab' ich gesagt mit den Häuten? Darum wackelten sie dort am Fenster so. Unglück im Hause. Seit wann ist denn die Bescheerung dort oben? Und haben Sie denn auch eine Wiege? frage ich.“ —

Idchen war noch immer keines Wortes mächtig. Dann aber sagte sie mit einem „himmlischen“ Lächeln: „Es ist kein Wort wahr daran, Nachbarin.“

„Aber ich will auf dem Fleck hier des Todes sein, wenn's nicht wahr ist!“ rief Diese, und warf ihr gelbes Hütchen wüthend in den Nacken. „Ich weiß nicht, bin ich eine Lügnerin, oder bin ich keine. Man soll mir sagen was ich bin. Aber übrigens, beruhigen Sie sich, Ziebißchen! Dergleichen ist nichts

Arges; kommt hundertmal an einem Tage vor. In den Zeiten, in denen wir leben, kann so etwas nicht auffallen. Wenn Sie's wirklich nicht gewußt haben, so trösten Sie sich jetzt, da Sie's wissen."

Amenaïde schlug die Hände vor den Augen zusammen, indem sie wimmerte: „Und das Kind, das Kind — allein mit ihr oben! Verpestet, verdorben auf ewig! Und ich ihre Schwester!"

„Ach — das lassen Sie nur gut sein. Wenn man seine sechsunddreißig Jährchen zählt" —

„Und ich — ich die Schwester!" wimmerte sie immer wieder.

„Nun ja — Sie die Schwester, und ich die Nachbarin, Frau Carlinchen, und Alles bleibt darum doch in der Ordnung." —

„Hinauf!" rief die Hestige. „Hinauf!"

„Aber Sie können ja nicht Treppen steigen." —

„Aber ich werde Treppen steigen — Treppen so hoch wie der Himmel ist, wenn mein Kleinod in Gefahr ist." —

„Ihr Kleinod, liebste Jungfer? — Ach Gott, Ihr Kleinod."

Idchen schob die Nachbarin bei Seite und wankte die Treppe hinauf. Oben angelangt, blieb sie in der

weitgeöffneten Thür stehen und nahm die Stellung einer im Sturm geknickten Blume an.

So stand sie da — lange — wie eine im Sturm geknickte Blume.

Die Blicke — unendlich schmerzlich — auf Rindchen geheftet. Es war ein Anblick, der Herzen, die Gott weiß wann schon versteinert waren, und die Aussicht hatten es ewig zu bleiben, erweicht.

„Um Gotteswillen, was will die im Sturm geknickte Blume? Was will sie?“ —

„Nun, nur gleich mein Urtheil gesprochen!“ — rief die geknickte Blume. „Nur gleich mich bis in den tiefsten Abgrund verdammt!“ —

„Ibchen! — Ibchen, was ist Dir?“

„Ich will nur gleich hingehen und sterben. Gleich — gleich! Es soll keine Spur von mir übrig bleiben; nicht so viel um einen Kanarienvogel davon zu nähren; nicht so viel!“

„Aber was giebt's denn?“

„O Rindchen, bei dem Schatten unsers Vaters, bei dem Schatten unsrer Mutter, bei dem Schatten unsrer Tante, bei dem Schatten aller unsrer Verwandten und Freunde — bleibe nicht länger in diesem Zimmer! Ich könnte Dir noch mehr sagen, aber ich will es nicht. Ich will groß und still an

Deiner Seite stehen, wie ein Genius. Wenn Alles vollbracht, sollst Du es erfahren. Nicht eine Sekunde früher.“ —

„Mein Himmel, ich komme schon! Welch eine fürchterliche Stunde!“

„Ja, es ist eine fürchterliche Stunde! Ich kann's mit meinem Tode nicht zu theuer bezahlen. Es bliebe immer noch ein Rest übrig, und wenn ich sechszmal stürbe. O Gott, es ist mir zu Sinn, als wenn ich Rinderbraten mit Meerrettig äße, was ich nie gemocht habe. Gerade so!“ —

„Nun so will ich gehen,“ hub Rindchen klagend an, „vorher will ich aber von unsrer Freundin Abschied nehmen.“ Sie bückte sich zu der im Lehnstuhl Sitzenden, aber wie ein kampflustiger Geier, so fuhr Amenaïde dazwischen und verhinderte diese Umarmung.

„Rindchen, Rindchen! Um alles in der Welt willen! Nur das nicht! Keiner Engel, nur das nicht! Du kennst mich, ich bin ein Tiger, ein Löwe, ein Leopard, wenn es gilt Dich zu schützen. Ein Druck — und Kampf und Blut!“ —

„Du bist entsetzlich!“ stöhnte Glorinde, und legte das Lockenköpfchen an die Brust der Zürnenden. Diese führte sie rasch hinweg. Dann erschien sie allein wieder und sagte zu dem erstaunten Gaste:

„Was kann Ihnen nun wohl anderes übrig bleiben, als den Augenblick Ihr Bündel zu schnüren und fortzugehen? Ich, für meinen Theil wüßte nicht, wie ich rasch genug davon käme, hätte ich wie Sie, zwei unschuldige Wesen an den Rand des Abgrunds gebracht.“ —

Die Gescholtene wurde bleich wie der Tod, und stammelte, indem sie sich erhob: „Ich werde gehen. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir gewährt haben. Wahrlich, ich habe geglaubt, Sie wüßten, wie es um mich steht, als Sie mich hier aufnahmen.“

„Ich habe nichts gewußt,“ entgegnete die Gefragte streng und kalt, indem sie zur Thür hinaus schritt. Unten angelangt, sanken sich die Schwestern in die Arme und brachten schluchzend zwei lange Minuten in dieser Stellung zu. Unterdessen stand Frau Carlinchen am Fenster und beobachtete den Abzug der Ausgewiesenen. Diese hatte rasch ihre wenigen Sachen zusammengepackt, ihren Hut aufgesetzt, ein Tuch umgeschlagen, und befand sich eben auf der untersten Stufe, von wo sie noch einen Blick zurück auf das Haus warf, aus dem sie ausgestoßen worden.

„Sie geht wirklich,“ sagte die Nachbarin. „Ich

glaubte wahrhaftig, sie würde nicht weichen, und man müßte die Polizei in Anspruch nehmen. Aber sie geht! Nun Gott geleite sie: Der arme Wurm kann mich dauern. Die Wiesentrost hat mir gesagt, daß das Kind todt sei — nun das ist auch gut; ein hungriger Mund weniger hier in diesem Jammerthal, der auf zu Gott nach Speise schreit.“

„Kannst Du mir vergeben?“ schluchzte Amenaide — „Sprich es nur aus, Du kannst es nicht.“

„Ich kann es!“ entgegnete Glorinde.

„So bist Du denn ganz und gar ein Engel! Von der Fußspitze bis zum Scheitel ein vollendetes, himmlisches Wesen. Aber ich — ich vergebe mir nicht. Jahrelang hab' ich über das Kind gewacht, seine Träume, seine Gedanken gehütet, damit auch kein Stäubchen von dem Schmutze der Welt die Unschuld berühre, und jetzt — führe ich selbst ein Ungeheuer in Deine Nähe.“ —

„Ein Ungeheuer!“ rief Frau Carlinchen — „Na, man nur nicht zu arg! Das arme Ding ist kein Ungeheuer. Wir sind Alle schwach — Und wenn manche Leute nur Gelegenheit gehabt hätten schwach zu sein“ —

„Ein Ungeheuer sag' ich!“ schrie die Hestige — „ein schwarzes, giftsprühendes, dunkelglühendes Un-“

geheuer! Und in dem Rachen dieses Raubvogels lag mein kleines, unschuldiges Läubchen. Tag und Nacht hab' ich es mit dem Bürgengel zusammenge- lassen! — Ha, ich werde dem Justizrath einen Dolch auf die Brust setzen.“

„Gott steh mir bei!“ rief Frau Carlinchen, in- dem sie rasch nach ihrem Regenschirm und ihrem Korbe griff — „wird hier gemordet! So wird man nicht einmal mehr zu den alten Häuten mit Sicher- heit kommen können. Ne, ist das ein Lärm und Skandal! — Und um solche Ursach!“

Sie eilte fort, und unterwegs steckte sie der armen Ausgewiesenen ein Fünfgroschenstück in die Hand, indem sie rief: „Im grünen Baum, in der Lands- berger Straße giebt's ein Unterkommen. Ich kenne den Wirth und werde ein Wörtchen mit ihm sprechen.“ — Damit eilte sie rasch fort, ohne den Dank der Getrösteten abzuwarten.

Diese fühlte ihre Kräfte schwinden. Am Ende der langen Straße angelangt, nahm sie auf einer Treppenstufe Platz, und ihr Haupt sank und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mechanisch wandte sie das Geldstück zwischen ihren abgemagerten Fingern, und reizte dadurch die Raubgier einer Lumpensammlerin, die in ihrer Nähe Halt machte und mit ihrer Eisen-

schaufel in der Gasse herumsuchte. Sie nahm die Gelegenheit wahr und entriß der Träumenden das Geldstück, und lief damit lachend fort. Marie dachte nicht daran, ihr nachzueilen. Sie brachte die leere Hand an die glühende Stirn, und ihre Thränen strömten heftiger. Das Bewußtsein, in der großen Stadt sich völlig verlassen zu wissen, nirgends eine Stätte zu haben, wo man sie aufnahm, dabei die Bürde ihrer Schmach und ihres Unglücks tragend, fühlte sie ihr Herz brechen und die Hand des Todes sich nach ihr ausstrecken.

Zwei Augen hafteten auf ihr mit einigem Mitleid. Sie wußte nichts von diesen Augen.

Eine Hand jagte der frechen Räuberin den Raub ab, und ließ das Geldstück wieder in ihren Schooß gleiten, und dieselbe Hand fügte noch ein Geldstück hinzu.

Die Arme wußte nichts von dieser muthigen und mildthätigen Hand. Sie blickte nicht auf.

Und wieder hefteten sich die Augen auf sie.

Drüben an der Straße stand er; an dem gelben Hause mit den grünen Läden. Dort stand er. Es war ein junger Soldat in einem grünen Rocke; er hatte die Arme über die breite, jugendfrische und starke Brust zusammengeschlagen, und unter dem

Schirm der grünen Mütze sahen zwei treuherzige, braune Augen auf das junge Weib auf der Treppentstufe.

Die Vorbeigehenden kümmerten sich nicht um den Soldaten und um die Bettlerin. Es waren dies zwei Gegenstände, die man an jeder Straßenecke sehen konnte. Es konnte nichts Alltäglicheres in der großen Stadt geben, als ein Soldat und eine Bettlerin.

Endlich nahm sie die Hände von dem Gesicht herab, und nun bemerkte sie auch die Geldstücke in ihrem Schooße. Sie blickte sich um, da der Soldat aber gerade diesen Augenblick that, als wenn er nicht im entferntesten um die Existenz des Weibes wüßte, so beobachtete sie die Fenster der Häuser in ihrer Nähe. Allein aus keinem guckte ein Kopf heraus. Und dennoch waren die Geldstücke in ihrem Schooße. Sie besann sich, daß eines derselben ihr geraubt worden war, und es hatte sich wieder zu ihr gefunden.

Sie erhob sich, um ihren Weg fortzusetzen; da sie jedoch schwankte und ein trüber Nebel vor ihrem Blicke sich auszubreiten begann, hielt sie sich nochmals an der Treppentstufe fest.

Rasch war der junge Mann von drüben an ihrer Seite, und sein Arm schob sich unter ihren

Arm. „Ich will Sie führen,“ sagte er, „wo wollen Sie hin?“

Sie sah ihn an und wußte nun, daß er es war, der ihr das Geld gegeben.

„Ich bin krank, aber mir wird bald besser werden,“ entgegnete sie. „Lassen Sie mich nur gehen.“

„Nein,“ sagte der junge Soldat; „ich lasse Sie nicht allein gehen. Sie könnten fallen und liegen bleiben. Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie mich nöthig haben?“

Die Kranke erwiederte nichts, sondern stützte sich jetzt auf den kräftigen Arm.

„Wo wohnen Sie?“

„Wenn ich in die Landsberger Straße, in dem Gasthof zum grünen Baum käme, so würde ich vielleicht dort ein Unterkommen finden.“

„Bis dorthin ist's weit. Ich werde einen Wagen nehmen.“

„Nein, nein — ich danke. Wenn meine Kräfte wiederkehren, so werde ich schon so weit gehen können.“ — Hiermit machte sie eine Anstrengung, sich von dem Arm, der sie führte, frei zu machen. Doch dieser Arm wich nicht.

„So wollen wir denn zusammen gehen. Ich besitze keinen Groschen mehr, sonst würde ich den

Wagen bezahlen. Aber wenn ich einen Kameraden treffe, so werde ich ihn um ein Darlehn ansprechen; wolle der Himmel nur, daß wir einem begegnen, bei dem leere Taschen nicht Sitte sind. Ich kenne viele unter meinen geehrten Brüdern, die es für ein leeres Vorurtheil halten, einen Geldbeutel bei sich zu führen; und gerade diese sind am häufigsten auf den Straßen zu erblicken. Ach — da kommt gleich Einer! Der kann uns nichts helfen, denn der weiß nur von Hörensagen, was Geld ist. Es ist doppelt und dreifach schlimm, daß wir uns gerade gegen Schluß des Monats hier befinden. Die Kassen sind sämmtlich leer. Aber wir wollen den Muth nicht sinken lassen. Im schlimmsten Falle, wie gesagt, gehen wir.“

„Sie sind so gut — wie verdiene ich Ihre Güte?“

„Sie sehen mir so aus, als wenn Sie sie verdienen. Weiter kann ich nichts sagen und weiter wollen wir auch nicht hierüber sprechen.“

„Aber Sie machen zu große Schritte.“

„Das hätten Sie mir schon früher sagen sollen. Ich will jetzt den kleinen Parademarsch gehen! Ist's so recht?“

„Ja, so kann ich nachkommen.“

„So zogen wir in Schleswig ein. Es fehlt nur

noch die Musik. Freilich, wenn Jeder mit einer Frau am Arme eingerückt wäre, das hätte nicht gut ausgesehen! Die Dänen hätten über ihre Bestieger gelacht! Mancher unter uns dachte wohl — ach hätte ich aus Berlin meinen Schatz mit und er trätte mir hier zur Seite. Was mich betrifft, ich habe keinen Schatz — und der Neuschäteller hatte damals auch keinen Schatz, und jetzt hat er einen ganz vornehmen. Damals liebte er mich und keine Menschenseele weiter. Das wurmt mich, daß es nicht mehr so ist! — Aber was rede ich da! Wahrhaftig, ich spreche nur, weil ich nicht will, daß wir so stumm neben einander hingehen sollen. Warum sind Sie so stumm?“

„Was soll ich sagen? Ich bin so sehr — so sehr unglücklich. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

„Das ist auch schon genug,“ sagte Friedrich Forst. „Ein Schelm und unnützer Frager, der mehr verlangt. Hier kommt eine breite Gasse, darüber hin müssen Sie schon einen großen Schritt thun. Soll ich Sie darüber heben?“

„Ich bin nicht vornehm erzogen. Ich bin eine arme Bäuerin. Als ich hier in die Stadt kam, hab' ich etwas nähen gelernt und damit mich ernährt, bis

das Unglück kam. Es giebt schlechte Menschen — lieber Soldat.“

„Ja, aber es giebt einen Gott.“

Die Arme hörte diese Worte und schauderte zusammen. Sie schloß sich enger an den Arm ihres Begleiters, so, als wollte sie nie von dem lassen, der ihr in diesem Augenblicke, wo sie mit ihrem brechenden Herzen kämpfte, diese Worte zugerufen.

„In meinem Vaterhause betete ich zu Gott!“ murmelte sie vor sich hin. — „Hier nicht mehr!“ —

Der Schütze wußte jetzt die ganze Lebens- und Leidensgeschichte seiner Gefährtin. Obgleich selbst nicht eingeweiht in die Corruption der großen Hauptstadt, wußte er doch durch seine Kameraden so viel, daß er den Beginn und den Verlauf der Schicksale der Geschöpfe dieser Art zu verfolgen im Stande war. Daß seine Gefährtin ihn nicht zu belügen trachtete, gefiel ihm. Sie hatte gesagt: bis das Unglück sie erreicht; das war sehr deutlich gesagt. Eine Andere in ihrer Stelle hätte ganz andere Dinge vorgebracht. Dann hatte sie kurzweg eingestanden, daß sie eine Bäuerin sei, und das gefiel Friedrich wieder. Sein natürlicher und unverdorbenener Sinn sagte ihm, daß er es mit einem Wesen zu thun habe, wo er

sich nicht zu schämen und es nicht zu bereuen brauche, daß er sich desselben angenommen. —

Es wollte kein Kamerad kommen, von dem sich irgendwie mit Bestimmtheit voraussetzen ließ, daß er ein paar Groschen übrig in der Tasche habe. Der fatale Monatschluß! —

Aber die Kräfte der Kranken nahmen im Gehen zu. Sie schloß sich nur immer fester an ihren Führer. Sie dachte immer wieder daran, daß er gesagt hatte: es gäbe einen Gott. Sie konnte sich selbst nicht genug bekennen, wie lieb und süß ihr diese wenigen Worte geklungen hatten. Es gab einen Winkel in ihrer Seele, einen heimlichen kleinen Winkel, dahin war die Welt noch nicht gedrungen, da war ein weiches, sicheres Bette bereitet, und in den Flaum dieses Bettchens fiel das süße Wort: Es giebt einen Gott! —

Und darum schloß sie ihren Arm so fest an den seinen, und darum wuchsen ihre Kräfte, und darum dachte sie nicht mehr daran zu weinen, und darum theilte sich der Nebel vor ihren Blicken.

Jetzt sah sie ihn an und sah zum ersten Male, daß er ein sehr hübscher Junge war, daß seine Wangen von der Röthe der Jugend glänzten, und daß seine dunkeln Augen voll treuherziger, inniger Seele

glühten. Dieser flüchtige Blick that ihr wiederum wohl, und sie fühlte sich noch stärker wie früher.

Und so gingen sie miteinander fort; und so langten Beide denn endlich in der Landsberger Straße und in dem Gasthof zum grünen Baum an. Im Vorplatz auf einer Bank stand das Körbchen, und darauf der gelbe Hut der Nachbarin. Sie war also noch früher am Platz, als die Empfohlene, und hatte richtig, nach ihrem Versprechen, hier Quartier bestellt. Friedrich empfahl sich, und mußte versprechen wieder zu kommen.

Das Päckchen Briefe.

Wenn die „Stolzen“ gestürzt werden und die „Eiteln“ ihren Platz räumen sollen, so ist Lärm und Tumult die Menge. Wenn ein hoffärtig Herz sein Spielzeug abgeben muß, so thut es dies mit Unwillen und Troß.

Der Präsident empfing den Brief Constance's, und überlaß ihn dreimal, und stampfte mit dem Fuße und knirschte mit den Zähnen, und warf, in tausend kleine Fetzen zerrissen, das unglückliche Billet in die Flamme des Kamins.

„Daran ist er Schuld!“ rief er wüthend. „Niemand anders, als er. Nicht umsonst hab' ich ihn fast täglich, wenn ich kam, dort gefunden. Was hatte er dort zu suchen, wenn es nicht ein Complot gegen mich galt? Ueberall, überall tritt sein fecker Fuß dem meinigen voran! Ueberall finde ich auf meinem Wege

ihn, den ich hasse — den ich nie geliebt. Denn er trägt die Züge meiner Mutter, die mit einem Fluche auf mich zu Grabe ging. In ihm ist ihr der Feind und Rächer erstanden. Aber ich werde ihn vernichten, ihn auf immer unschädlich machen!“

Er klingelte; der Diener kam.

„Wo ist mein Sohn?“

„Auf seinem Zimmer, mit Einpacken beschäftigt.“

„Ich ließe ihn ersuchen herüberzukommen — jetzt gleich.“

Der Präsident nahm die Miene der Freundlichkeit und der heitern Laune an. Ich will es erst so versuchen — sagte er zu sich selbst. Bernhard kam herein und sah bleich und verstört aus. Er hatte die ganze Nacht mit Briefeschreiben und Anordnungen durchwacht; in einer Stunde wollte er die Stadt, und er war entschlossen, auf immer verlassen. Der Vater ging auf ihn zu und faßte seine Hand. Es hatte den Anschein, als wenn zwei Brüder mit einander sprächen. Bernhard war durch den Kummer weniger Stunden gealtert, der Präsident sah frisch und wohl aus. Der Zorn hatte seine Wange noch mehr geröthet, seine Haltung war noch fester, als sonst.

„Du willst also doch gehen?“ fragte der Präsident.

„Ja,“ sagte der Sohn. „Ich will diesen Urlaub, der mir so rasch bewilligt worden ist, benutzen, um die Reise anzutreten, die ich schon lange im Plane gehabt habe.“

„Und die Dir Dein ganzes mütterliches Erbtheil kosten wird, gieb Acht, mein Sohn. Du bist kein guter Wirth. Doch das nebenbei. Willst Du nicht wenigstens noch meine Hochzeit abwarten?“

Bernhard sah den Vater starr an, und sagte dann ein trockenes: „Nein!“

„Söhne machen doch sonst die Fest- und Feiertage ihrer Eltern mit,“ hub der Präsident wieder an. „Oder sollten hier gewisse Gründe herrschen, die ich nicht kenne. — Gewisse Einverständnisse — hinter meinem Rücken — hm?“ —

Die bleiche Wange des jungen Mannes wurde von einer Purpurröthe übergossen. Er richtete den selben dunkeln, unheimlichen Blick wie früher auf den Frager, antwortete aber auch jetzt nichts.

„Immer stumm! Nun, ich will deutlicher sprechen“ — fuhr der Präsident schon erhitzter fort — „Meinst Du, daß meine Ehe mit der Wittwe zu Stande kommen wird?“

„Wie sollte sie nicht?“ fragte der Sohn bestürzt, und trat einen Schritt zurück.

„Eine gute Frage — eine treffliche Frage! Ganz passend für Jemand, der die Antwort schon weiß, und nun mit seinem Opfer spielt, wie die Katze mit der Maus.“

„Eine Erklärung, mein Vater.“

„Die habe ich vor einer Stunde selbst erhalten. Die Wittve hat mir einen Absagebrief geschrieben. Sie sagte sich von mir und ihrem Versprechen los.“

Bernhard wankte. Der Sturm seiner Gefühle drohte ihm die Besinnung zu rauben, der Vater betrachtete ihn mit einem kalten und höhnischen Blicke. „Nichtsdestoweniger,“ hub er an, „glaub’ ich, daß sie sich doch verheirathen wird, nur nicht mit mir. Du wirst nun wieder fragen: mit wem? Und ich werde wieder darauf antworten: man fragt manchmal, wenn man gleichwohl die Antwort schon weiß. Aber dieses böshafte Spiel, wo Einer den Andern zum Besten hat, langweilt mich. Ich frage kurz: Was soll das bedeuten? Warum hast Du hinter meinem Rücken mir meine Braut abspenstig gemacht?“

„Ich, mein Vater!“ zürnte der Sohn. „Wer wagt das zu behaupten?“

„Man täuscht mich nicht. Ich weiß, daß Du gegen mich operirst in jeder Beziehung, auf jedem Felde: in der Politik, in der Liebe. Nun ist damit

nicht gesagt, daß Du siegst — auch in diesem Falle röste Dich nicht mit Hoffnungen. Ein Weiberkopf ist bald wieder zurechtgerückt, wenn er verschoben war. Ich übernehme auch diesmal dies Zurechtrücken, wie ich es schon oft übernommen habe.“

„Ich zweifle nicht,“ sagte der Sohn mit bitterm Lächeln — „daß Sie siegen werden, auch wenn der Fall so stände, wie er nicht steht.“

„Also Du willst mich glauben machen, daß Du die Wittve nicht liebst.“

„Ich habe es nicht gesagt,“ erwiderte der Sohn mit sanfter und tief erschütterter Stimme. „Aber kein Fremder ist Richter über unser Herz.“

„Nun — oder soll ich annehmen, daß die Wittve gegen Dich gleichgültig ist?“

„Sie hat mir nie Zeichen ihrer entschiedenen Gunst gegeben.“

„Du hast aber auf diese Zeichen gewartet? Sie hervorzurufen gesucht —“

„Mein Vater, ich habe diese Frau als die Th-rige betrachtet. Ich habe mein Gewissen und meine Pflicht nie verletzt. Beweis dafür ist, daß ich jetzt — wo ich mein Th-richtes nicht mehr zu bändigen weiß, die Flucht ergreife und mich ewig verbanne.“

„Das ist eine romanhafte Sprache! Wir kennen das. Nicht ein Monat wird vergehen, so bist Du wieder da und wirst meiner Frau die Cour machen.“

Der junge Mann schauderte: „Meiner Mutter! Um Gotteswillen!“

„Spiele nicht den Tugendhaften! Doch um die Sache kurz zu enden — Du reise ab, ich heirathe.“ —

Bernhard machte eine kurze Verbeugung und wollte gehen.

„Noch Eins“ — rief der Vater. „Was die Politik betrifft, so erbitte ich mir kein Aufpassen, kein Spähen hinter meinen Schritten her. Ich habe Geheimnisse, für die man viel zahlt von einer gewissen Richtung her; Du könntest in Geldverlegenheit kommen, und man würde Dich zu bestechen suchen. In dem Falle nenne mir die Summe, die man Dir bietet, und wenn sie nicht zu hoch ist, so gieb mir den Vorzug und laß mich den ersten Käufer meiner eigenen Geheimnisse sein. Hast Du mich verstanden?“

Bernhard stammelte: „Kraum. Sie halten mich für fähig, Sie zu verrathen?“

„Ich meine nur, wenn Du in Geldverlegenheit bist — sonst nicht!“ lachte der Präsident. „Jugend hat keine Tugend.“

Schweigend nahm der Sohn ein Päckchen Briefe aus der Tasche und legte es nebst einer Quittung auf den Tisch. Seine Hand zitterte, seine Lippen waren blau, seine Wangen leichenfahl. Er ging so rasch fort, als seine wankenden Schritte es gestatteten.

„Was ist das? Was soll das Alles?“ fragte der Präsident, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Er blätterte in den Briefen und sah die Quittung an. „Hui!“ sagte er nach einer Pause — „er hat gewisse Papiere — für sein Geld — in Sicherheit gebracht! Teufel! daß der Bursche ein Recht hat stolz zu sein! — Er soll, er muß fort! — Jetzt gerade.“ —

Mit großem Erstaunen und heftiger Entrüstung blätterte er in den Briefen. „Man kann sich auf Niemand verlassen,“ rief er, „alle Freunde betrügen, alle Zusicherungen lügen. Das Geld ist unbeschränkter Gebieter unserer Zeit!“ —

Er schickte nochmals nach dem Sohne, doch dieser ließ sich entschuldigen.

Jetzt warf sich der Präsident in einen eleganten Anzug. Er versäumte nichts an seiner Toilette; er kräuselte den Bart, glättete das noch volle schwarze

Haar und ließ es in leichten Locken an der hohen gebieterischen Stirn niederfallen.

Mit festen Schritten trat er in das Boudoir der Gräfin, die sich hatte verleugnen lassen; er hatte jedoch sich nicht zurückhalten lassen. Constance erhob sich — sie war bleich, und ihre schönen Augen suchten den Boden.

„Ich komme ungelegen!“ hub der Gast an, indem er sich in einen Fauteuil niederließ.

„Wenn Sie meinen Brief erhalten haben —“

„Ich hab' ihn erhalten.“

„So“ —

„Nein, keine Folgerung gezogen, Constance. Ein paar Zeilen in, der Himmel weiß, welch' einer launenhaften Stimmung geschrieben, bestimmen nichts. Der Wind verweht sie, wie er sie herangeweht hat. Ich hoffe Sie schon jetzt in einer andern Laune zu finden, und morgen prophezeihe ich, daß Sie sich in der Stimmung finden werden, mich um Verzeihung zu bitten wegen dessen, was Sie heute verschuldet.“

„Sie hoffen vergebens. Eine ernste Stunde der Entscheidung hat zwischen uns geschlagen. Glauben Sie nicht, daß ich zum Wanken zu bringen bin. Wir dürfen uns nie angehören.“

„Sie scherzen.“

„Ueber diesen Gegenstand? Und in diesem Augenblick?“

„Ja wohl, Frauen scherzen über Alles.“

„Vielleicht die Frauen, die Sie bis jetzt kennen gelernt?“

„Und die ich noch künftig kennen lernen werde. Das Geschlecht bleibt sich gleich zu allen Zeiten.“

„Wozu Worte dieser Art.“ —

„Also — liebe Constance. Ich sehe mich genöthigt Sie zu bitten, daß unsere Trauung in der nächsten Woche schon stattfindet. Sie werden meiner Ungeduld diese Eile verzeihen. Ich will mich für kleine Launen-Paroxysmen, wie diese eben jetzt — sicher stellen. Ein Mann in meinen Jahren behandelt die Liebe zu ernst, als daß er Gefallen finden könnte an ihrem Spiel. Ich wünsche, liebe Constance, daß wir bald das Band knüpfen.“

Die Gräfin sah ihn staunend an. „Ich verstehe das nicht — nachdem ich Ihnen geschrieben, nachdem ich Ihnen eben gestanden.“

Der Präsident stand auf. Er stellte sich stolz und gebieterisch vor seine ehemalige Braut. „Gräfin,“ hub er an mit kaltem, gemessenem, und gegen das Ende seiner Rede schneidend scharfem Tone, „Sie kennen mich nicht — Sie wissen nicht, mit wem

Sie's zu thun haben. Man bricht mir nicht das Wort, wie man es irgend einem jungen Laffen bricht. Sie sind die Meine — Sie bleiben es."

Die Gräfin rang mit allen ihren Kräften gegen die furchtbare Autorität dieses dämonischen Willens, der immerdar so viel Macht über sie geübt. Sie rang heldenmüthig und die Liebe stärkte sie. Mit einer Stimme voll Verzweiflung und Muth rief sie:

„Nein — nein! Nein! Sie sind das Schrecken und die Finsterniß meines Daseins. Ich habe Sie erkannt — zur rechten Stunde noch erkannt, um mich blutend von meinen Ketten frei zu machen. Gott und Liebe stärken mich. Ich gehöre Ihnen noch nicht an — ich werde Ihnen nie angehören. Diese grausvolle Scene soll die letzte sein zwischen Ihnen und mir. Ich will es, sie soll die letzte sein! Diese Marter soll ein Ende nehmen."

Der Präsident wollte ihren Arm ergreifen, sie ent schlüpfte ihm und entfloh in ihr Kabinet, dessen Thür sie zuschloß.

Der Präsident stand eine Weile unbeweglich, ihr nachschauend — dann verließ er eilig das Zimmer.

Die Liebe schreibt, und die Liebe über- bringt den Brief.

Unverzüglich nach dem eben geschilderten Auftritte schrieb Constance an Bernhard. „Wenn Sie diese Zeilen erhalten, und wenn Sie Die, die Ihnen ihre Liebe gesteht — ich halte mit meinem Geständniß keinen Augenblick mehr zurück — retten wollen, so eilen Sie und zögern keine Minute. Vergessen Sie, daß Derjenige, aus dessen Händen Sie mich retten sollen, Ihr Vater ist. Vergessen Sie es, wenn Ihnen dies irgend möglich ist. Ich werde es Ihnen ewig danken. Ich erwarte und befürchte das Schlimmste von dem schwer gereizten Manne, der als mein erklärter Feind eben von mir gegangen. Er ist entfesslich, dieser Mann, der gegen den Staat seine Eide bricht, der im Himmel und auf Erden nur eine Macht kennt, vor der er sich beugt, das ist sein eigenes

Selbst, daß er zu Macht und Ansehen erheben will, ginge auch dabei eine Welt zu Grunde. Ihm soll ich zur Beute fallen, der mich verwerthen würde wie eine Waare, der mich und mein gläubig Herz hinschleudern würde wie ein Spielzeug, dem der armselige Flitter, der es einst geziert, abgestreift. O, ich bin in Qual und Unruhe, ich weiß mich in der Gewalt der irdischen Mächte — bis Du mich rettetest, Bernhard! Auf Deinen Muth setze ich mein Heil. So wie Du diese Zeilen erhalten, so komm und vertheidige mich wie Deine Frau. Hast Du diesen Muth nicht, so laß es mich wissen, und eine Stunde darauf sollen auch meine Koffer gepackt sein, und ich entfliehe — auf immer!“

Diese Zeilen gab die Gräfin — dem Schützen Tony Wickye, der ihr gerade sehr gelegen zu Gesicht kam. Er war es, dem sie allein einen Auftrag dieser Art geben konnte, von ihm wußte und erwartete sie, daß er mit der Angst und Hast eines „betheiligten“ Herzens ihr den wichtigen Dienst leisten würde. Hätte sie — in diesem Augenblicke — Tony Wickye nicht gehabt, sie wäre verloren gewesen.

Nach einer halben Stunde peinlichen Wartens erschien der Schütze wieder, athemlos, aber mit einer freudigen Miene.

Mit ganzem Leibe vorgebeugt, die Straße hinabsehend, sich um Niemand kümmernd, der vorbeiging, keinen Bekannten bemerkend und grüßend, lag sie aus dem Fenster hinaus. Der Wind wehte ihre langen Locken über die Stirne hin, sie gab sich nicht die Zeit sie wegzustreichen — die kleine Hand mit der Lorgnette fortwährend vor dem Auge, in eine Wolke von Gaze gehüllt, die der Wind in ihrem Shawl wühlend emporthürmte, blickte sie — wie das Bild der Erwartung — hin auf die weit entfernte Straßenecke, von wo aus der „grüne“ Bote austauschen mußte. Von Minute zu Minute wuchs ihre Ungeduld. Sie wußte, daß Bernhards Abreise auf diesen Morgen festgesetzt war. Und wenn er schon fort war — wie trostlos in ihrer furchtbaren Einsamkeit erschien sie sich dann! — Wenn er fort war? — Aber er war noch nicht fort — diese Nachricht mußte ihr ihr geflügelter, wie der Sturmwind dahineilender Bote bringen! Und immer noch wollte die schlanke Gestalt nicht unter dem Gewühl der Menge, die unausgesetzt um jene Ecke bog, hervortreten. — Jetzt! — jetzt! — ja — sie holte tief Athem — er ist es! Da kommt ein Offizier, ein Schützenoffizier, der ihn aufhält, der ihm einige Worte sagt! Wie unerträglich! Dieser lästige Offi-

zier ist ihr Better. Und Tony Wickye muß ihm Stand halten, denn die Geseze der Disciplin gehen über Alles, selbst über Unglück und Tod eines liebenden Herzens.

O sie hätte den Better morden können! Er bringt auch ein Billet hervor — „Nimmermehr! Das kann nicht besorgt werden! Jetzt nicht! Das fehlte noch. Er hat auch Billette, und man weiß schon, was für welche. Wieder Ansprachen, auf die so sicher Körbe kommen, wie auf den Herbst der Winter.“

Verwünscht! Müssen sich nun diese beiden Herzensangelegenheiten so kreuzen! Müssen sie sich beide einen und denselben Boten wählen!

Constance zerriß die Floreinfassung an ihrer Mantille.

Wie kann man auch einen solchen Better haben! Es ist wahrlich unbegreiflich.

Endlich macht sich Tony Wickye los — o, Tony Wickye ist ein vernünftiger Junge! Er hat irgend einen Vorwand gefunden, das Billet jetzt nicht zu besorgen, und zwar — so discret ist er — hat er dabei mit keiner Silbe des Auftrags der Gräfin erwähnt.

Und jetzt — steht er dicht vor der Gräfin.

„Madame,“ sagte er auf Französisch, denn er

hatte sich die Erlaubniß erbeten, mit der Gräfin seine Muttersprache sprechen zu dürfen — „ich fand den Herrn Assessor eben, wie er im Begriff war, den Fuß auf den Tritt des Waggons zu setzen, um abzufahren.“

„Ah“ —

„Man hatte schon zum dritten Male signalisirt. Die Locomotive goß einen Strom von Dampf über die ganze Reihe der Wagen.“

„Und“ —

„Nun, der Herr Assessor blieb zurück. Er blieb natürlich zurück. Er hätte ja ein Automat sein müssen, eine Figur von Leder und Holz, wenn er nicht zurückgeblieben wäre. Ich glaube, ein Heiliger würde vor der Pforte des Paradieses — Madame, ich habe einen großen Begriff von dem Paradiese und wünschte nicht, daß Sie glaubten, ich dächte leichtfertig über das Paradies — aber dennoch, ich muß annehmen, daß ein Heiliger bei diesen Umständen vor der Pforte wieder umgekehrt sein würde.“

Das Alles wurde zwischen Unwillen, Zorn und doch dabei mit halbem Lachen gesprochen. Tony Wickye fühlte, daß er zum Liebesboten gebraucht worden war, und das verdarb seine Laune bis in die kleinste Faser seines Herzens hinab.

„Darf ich Ihnen, liebster junger Freund, diesen Ring zum Andenken geben?“ sagte die Gräfin mit der freundlichsten, bezauberndsten Miene, so daß sie vom Scheitel bis zur Fußspitze wie eine schöne Fee aussah, und gleichsam in Freude und Schönheit „strahlte.“ — „Darf ich Ihnen diese Kleinigkeit anbieten. O nicht als Dank! Mein Dank bleibt Ihnen immer noch; aber nur, um sich diese Stunde zu vergegenwärtigen.“

Tony Wickye hätte Millionen Goldes darum gegeben, eben diese Stunde ganz und gar vergessen zu können, und nun sollte er einen Ring, einen kostbaren Ring zu keinem andern Zwecke erhalten, als um sich an diese Stunde zu erinnern. Es lag darin eine heillose Confusion der Ansichten und Begriffe von Erinnern und Vergessen. Aber wer konnte in diesem Augenblicke näher untersuchen? Es ließen sich Schritte im Vorzimmer hören. —

„Nehmen Sie — nehmen Sie!“ rief die Gräfin, glühend roth im Gesicht, und kaum mehr sich auf den Füßen halten könnend.

Tony Wickye war vollkommen wüthend. So roth die Gräfin, so blaß war er. Zum Unglück konnten aber Beide kein Wort hervorbringen. Es war ein Moment zum Verzweifeln. Bei der Geles-

genheit fiel der Ring zu Boden und rollte in irgend eine Falte des Teppichs. Es dachte Niemand daran ihn aufzuheben, am wenigsten Wichye, der ganz stumm zusah, wie in die aufgerissene Thür der Assessor sprang, und — nein, weiter sah der arme Junge nichts — aber ganz dunkel war es ihm später erinnerlich, als wenn der Assessor nicht umsonst die Arme ausgespannt gehalten, daß er in der That einen Gegenstand in ihnen auffing.

Auf der Straße, ganz nahe der Kaserne — er war dahin gelangt, er wußte selbst nicht wie — erst dort konnte er wieder zusammenhängend denken.

Ein Unglück kommt nie allein.

Raum hatte der Präsident sich in etwas erholt über die „unermessliche“ Dreistigkeit, die sich eine Frau, ein schwaches und bis jetzt für lenksam gehaltenes Wesen gegen ihn erlaubt hatte, als auch schon ein neuer Angriff seines böswillig gestimmten Geschicks ihn traf. Er erhielt die Nachricht, daß der Staatsanwalt gegen ihn die Klage auf Hochverrath beantragt hatte, und daß man von den Kammern die Einwilligung erwarte, ihn frei gegeben zu sehen, um ihn den Gerichten zu überliefern.

Mit diesem Schreiben noch in der Hand, traf ihn sein Unterhändler, der ihm meldete, daß das in Sicherheit geborgene Opfer, jene unglückliche Verföhrte, abermals verschwunden sei.

Der Präsident schlug ein kurzes, helles Lachen auf. Er winkte dem Commissionair, sich zu entfer-

nen, und als er sich allein befand, warf er das Papier auf den Tisch und blieb mit auf der Brust ver-
 schränkten Armen und starrem Blick mit einem bitteren
 und höhnischen Lächeln vor demselben stehen. Plöz-
 lich riß er sich aus seinen Gedanken empor, eilte zu
 dem Päckchen Briefe und Schriften, die ihm der
 Sohn übergeben, und nachdem er ein paar Sekunden
 darin gewühlt, legte er befriedigt und mit geglätteter
 Miene das Päckchen wieder bei Seite.

In diesem Augenblick trat der Justizrath ein.

Die Thüre wurde sorgfältig verschlossen.

„Wissen Sie schon?“

„Ich weiß.“

„Aber, mein Freund, lassen Sie sich darum kein
 graues Haar wachsen. Wir wollen Sie schon durch-
 bringen. Für's erste, kommt es wirklich zur Unter-
 suchung, so erklärt sich der Gerichtshof für incompe-
 tent. Allein es wird gar nicht zur Durchführung
 der Klage kommen. Schon die Kammer wird Sie
 nicht frei geben. Ich meine die Kammer, zu der
 Sie gehören.“

„Das ist auch meine Hoffnung,“ sagte der Prä-
 sident. „Allein wenn diese Kammer geschlossen wird,
 wenn man uns auflöst? Wie dann?“

„Das wird man nicht wagen.“

„Was wagt die Regierung, die sich wieder stark fühlt, nicht alles!“

„Nun — auch dann! Sie wissen, wie man Urtheil spricht heutzutage.“

„O, wie ich und meine Genossen Urtheil sprechen! Das weiß ich. Allein es hat sich ein neuer Geist eingeschlichen. Ich erleb' es an meinem Sohne. Diese Thoren wollen das Gesetz wieder in seiner ganzen Kraft“ —

„Albernheit. Der Geist der Zeit“ —

„Ist ein perfider Geist; er wendet sich jetzt gegen uns. Aber wollen wir die kostbaren Minuten nicht mit Reden verlieren. Sie sind mein Freund, wir handeln zusammen. Zum Glück sind die gravirendsten Schriften und Papiere in meinen Händen. Namentlich der Brief, der — Sie wissen — über die versprochene Auslieferung der Zündnadelgewehre handelt. Die Quittung des — Gesandten hatte ich die Unvorsichtigkeit, oder vielmehr das einfältige Vertrauen gehabt, unserem Breslauer Agenten, der sich als ein Schurke und Verräther erwiesen hat, in Händen zu lassen.“

„Ei — wie haben Sie denn diese kostbaren Indizien erhalten?“

„Zufällig.“

„Nun, das ist ein liebenswürdiger Zufall gewesen. Möchte ein ähnlicher Zufall uns auch das Geld wieder zuführen, mit dem die beiden Brüder S — uns entlaufen sind.“ —

„Darauf hoffen Sie nicht. Im Gegentheil, wir werden noch Summen dazu opfern müssen. Ich sage Ihnen, wenn man mich fallen läßt, so reiße ich Euch Alle mit in den Abgrund.“ —

Der Justizrath fuhr erschreckt zurück, und seine große Nase wurde freideweiß.

„Aber, mein Liebster, man wird Sie nicht fallen lassen. Unser Phalanx hält, wie im Feuer verschmolzen, zusammen. Keine Fliege kann sich durch unsere Reihen hindurchdrängen.“ —

„Im schlimmsten Falle,“ fuhr der Präsident fort, „könnte man diese Beweise und Schriften, die noch über mich sich finden werden, einem Andern zuschieben.“

„Einem Andern? Offenbar muß dieser Andere Ihren Namen führen?“

„Ja.“

„Also demnach“ — der Justizrath fand doch für gut, wenigstens des Anstandes wegen, etwas zu zaudern, ehe er hinzusetzte — „Ihr Sohn?“

„Er hat denselben Vornamen wie ich.“

„Hm!“

„Was sagen Sie?“

„Eine gute Idee!“ Der Justizrath nahm rasch eine Prise. „Sie machen alsdann den jungen Mann unglücklich.“

„Richt doch! Ich werde ihm behülflich sein zu entwischen. Alsdann hab' ich noch den großmüthigen Vater für mich, und der Junge hat eine Lection verdient. Ich theile Ihnen das nur als Plan mit — im schlimmsten Falle.“

„Ich verstehe. Jedenfalls würden Sie den Eid ablegen, daß die Handschrift der Briefe nicht die Ihrige ist.“

„Das würde ich, versteht sich!“ entgegnete der Gefragte mit großer Sicherheit und Ruhe, und in dem Tone, wie Jemand sagen würde: ich werde heute meinen wattirten Ueberrock anlegen.

„Man muß nicht von Dingen sprechen, die noch nicht da sind,“ hub der Freund wieder an. „Vor allen Dingen tüchtige Arbeit in der Kammer! Sturz dieses Ministeriums! Bildung eines neuen! Dann vorwärts. Deutschlands Einheit nach unserm Sinn! Einführung der Grundrechte, damit endlich einmal die Revolution einen legalen Boden hat, auf dem man weiter bauen kann.“ —

„Nun ja doch! — ja. Dazu sind wir ja da!“
sagte der Präsident ungeduldig.

„Gut, denn! Das Uebrige sind Kleinigkeiten. Sind wir Minister des einigen Deutschlands, so werden wir über diese Stunde lachen. Noch Eins, unsre Kleine ist wieder entschlüpft. Ich war bei den zwei alten Jungfern, sie sind wüthend, daß ich es gewagt, ihnen unter falschem Namen die Kindbetterin in's Haus zu bringen.“

Der Präsident hörte nur halb hin. „Ich weiß — ich weiß!“ sagte er zerstreut.

Der Diener trat ein und gab einen Brief ab, indem er zugleich meldete, daß im Vorzimmer der Ueberbringer warte. Diesen Augenblick benutzte der Justizrath, um sich zu entfernen, um zu einem Austerischmaus zu eilen.

Der Präsident machte aus dem Brief einen Ball und schleuderte diesen in die Ecke des Zimmers. Dann öffnete er die Thüre, blickte hinaus in's Vorzimmer, und als er einen Soldaten dort stehen sah, winkte er ihn herein. Friedrich Forst trat ein.

„Sie sind ein Schütze.“

„Ja, von der fünften Compagnie.“

„Was geht Sie das Mädchen an, und wie kommen Sie dazu, mir jenen Brief zu überbringen?“

„Sie hat mich darum.“

„Einfältig, mein Freund! Muß man alles thun, um was die Leute Einen bitten?“

„Wenn man's kann, und wenn's nichts Unrechtes ist, und wenn man dadurch helfen kann — ja!“
sagte Friedrich bescheiden und freundlich.

„Wo ist sie denn?“

Friedrich nannte den Ort, wohin er Marie gebracht.

„Wer sagt Ihnen, daß diese Person gerade mich meint?“

„Sie hat mir die Wohnung beschrieben und Ihre Person mir bezeichnet.“

„So? That sie das! Wirklich. Und sagte Ihnen zugleich, was sie von mir wolle?“

„Nein, das hat sie mir nicht gesagt.“

„Woher wissen Sie denn, daß“ — er hielt inne und an dem treuherzigen, unbefangenen Blicke Friedrich's glitt seine Frage ab, und er setzte hinzu: „daß jene unglücklich ist?“ —

„O, mein Herr, das braucht mir Niemand zu sagen. Das lese ich aus den Augen und Mienen eines Menschen.“

„Sie können sich verlesen. Nun, es ist gut; Sie können wieder gehen. Bringen Sie ihr diese

fünf Thaler und setzen Sie mir darüber eine Quittung auf.“

Friedrich wurde roth bis an die Stirne heran. „Ich bin Soldat,“ sagte er.

„Nun ja — was heißt das? Das seh' ich.“

Er nahm die Feder und unterschrieb. Der Präsident sah den Zettel an, und während er Sand darüber streuete, heftete er einen beobachtenden Blick auf den jungen Mann. „Sie müssen nicht glauben, mein Freund, daß ich die Befürchtung hatte, Sie könnten vielleicht das Geld unterschlagen.“

Friedrich antwortete nicht, sondern grüßte militärisch und wollte gehen.

Der Präsident hielt ihn auf. „Die Schützen sind brave Leute,“ hub er nach einer kleinen Pause an. „Sie stehen in dem Rufe, daß es ein intelligentes Corps sei. Sie besuchen die Clubs! Man kann mit ihnen ein Wort sprechen; es sind wahre Patrioten.“

Der Fragende hatte etwas Lauerndes, als er diese Worte sprach.

Friedrich sah ihn mit seinen dunkeln Augen ernst und schweigend an.

„Hab' ich nicht Recht?“

„Freilich. Daß wir gute Patrioten sind, versteht

sich. Daß wir für unsern König und unsern Eid unser Blut lassen, das haben wir in Schleswig gezeigt, und wollen es wieder zeigen, wenn Gelegenheit dazu da ist.“

„Hm. — Hat man Euch nie gesagt, daß etwas im Werke ist?“

„Was?“

„Wie kann man so fragen. Ihr seid gewiß ein Pommer.“

„Ja, das bin ich auch!“ rief Friedrich, ganz erfreut, daß man sein Vaterland ihm angemerkt.

„Nun, und was sagte man Ihnen im Club, junger Freund?“

„Was man mir da sagte,“ entgegnete der Soldat, „verglich ich mit dem, was mir mein Vater gesagt hat, und ich fand, daß mein Vater besser gesprochen hat, kürzer, bündiger, und verständlicher.“

„Und was sagte Ihnen der Vater?“

„Junge,“ sagte er, „und schlug mir mit seiner alten, dürren, haarigen Faust auf die Schulter: Habe Gott vor Augen, willige in keinen Bubenstreich, bleib Deinem König treu und Deinem Eide, und das Uebrige laß — Gott machen!“ —

„Das war die ganze väterliche Lehre?“ —

„Das war sie.“

„Sehr kurz.“

„Ja, sehr kurz.“

„Nun, Sie können gehen. Sagen Sie der Person, daß ich in dieser Woche noch Jemand zu ihr schicken werde. Sie soll sich ruhig verhalten.“

Friedrich legte die fünf Thaler vorsichtig in die noch neue Tasche seines kleinen Gedendbuchs. In dieser Tasche, die noch in dem Glanz der rosenrothen Seide schimmerte, hatte sich noch nie Geld befunden; dieses, für seine arme Schutzbefohlene sollte das erste sein.

Der Präsident sah ihm nach und murmelte vor sich hin: „Wenn wir nur diesen kindischen „Glauben“ ertöbten könnten, eine Armee würde uns auf der flachen Hand wachsen.“

Zwischenbemerkungen.

Wir müssen die handelnden Personen unsrer Erzählung verlassen in dem Zustande und in den Verhältnissen, in denen sie sich jetzt befinden. Ihre nächste Zukunft ist uns verhüllt, wie sie es dem Leser bleibt. Es ist das Besondere der Erzählungen, die ihren Schauplatz aus der eben lebenden und bewegten Menge nehmen, daß sich keine historisch abgerundeten Gruppen hinstellen lassen, wie man es leicht thun kann, wenn man seine Gebilde dem Zeitalter Karls V. oder Ludwigs XV. entlehnt. Was wir aber dem Leser als abgeschlossen und begrenzt geben können, das wollen wir ihm geben. Erstlich die Heirath unsrer jungen Wittwe. Das ist schon viel; man liebt ja Heirathen am Schlusse der Erzählungen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist dieses Paar, das Liebe verbindet und Muth zusammengeführt hat, das glücklichste, das das unglückliche Jahr 1848 hat erstehen sehen; denn das Bündniß der Herzen datirte

sich — und diesen Umstand wußten die Liebenden sich jetzt sehr genau anzugeben — aus den letzten Monaten jenes Jahres. Wenn wir irgend im Stande wären, und der Leser ist gewiß in unserm Bunde, ein glückliches Prognostikon zu stellen, so möchten wir es diesem jungen Manne stellen, der mit der Tüchtigkeit des Herzens und der Klarheit des Verstandes, die beide zusammen den ächten Mann und den wahren Patrioten bilden, ausgerüstet, seine Laufbahn als Staatsbürger beginnt. Für den Präsidenten haben wir weiter kein Wort. Ist es uns nicht gelungen, sein Bild naturgetreu, wie wir es hier auf den Straßen dieser Stadt haben wandeln sehen, dem Leser vor den Blick zu stellen, so werden unsre weiteren Prophezeihungen in Hinsicht seines Schicksals ebenfalls keinen Glauben finden. „Er ist gerichtet!“ Dieses Wort, das das Grausen des Todes zugleich mit den Schrecken der Hölle in sich faßt — dieses Wort, das kein Sterblicher aussprechen sollte, weil kein Sterblicher es in seiner ganzen gräßlichen, betäubenden Schwere zu fassen vermag, dieses Wort schwebt über seinem Haupte. Wir sagen „schwebt“ — es sinkt vielleicht nicht nieder; es wird vielleicht wieder hinweggenommen von einer Hand, die in unser irdisches Dunkel greift,

rettend, begnadigend, aufrecht haltend, immer und immer wieder noch Zeit gewährend. Nachdem der Präsident noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich seine Braut wieder zu erobern, wandte er sich von ihr und dem Sohne verachtend ab, und richtete seine ganze Thatkraft auf das politische Ziel, das ihm vor Augen leuchtete. Hier hatte er viel zu thun, die Hindernisse hinwegzuräumen, die sich auf dem Wege aufthürmten. Wir müssen fürchten, daß die falsche, rechtstödtende und lügenerische Politik, die er vertritt, noch einige Triumphe feiern wird, es ist dem Geist der Lüge und der Selbstsucht eine zu große Macht verliehen worden — allein lange wird die Herrschaft dieser Geister nicht dauern. Die Revolutionen sind da, um das Institut des absoluten Königthums zu säubern, so wie die Reformationen da sind, um den Boden der Kirche zu reinigen. — Das absolute Königthum, das jetzt wieder aus dem Kampf und Tumult hervorgehen wird, kann nicht anders, als das Glück der Völker bilden, denn es wird in gereinigter und geläuterter Gestalt, die festeste und für die Stämme des civilisirten Europa's passendste Regierungsform darstellen. Die Scheingestalten, die jetzt auftauchen, dort die Republik, hier das constitutionelle Königthum, sind

als Kinder der Revolution nicht im Stande, gegen ihre eigenen Erzeuger sich zu halten. Sie gehören, mit Durchgangs- und Reinigungs-epoche, zur Revolutionsperiode, und werden mit ihr verschwinden. — Das absolute Königthum und die rechtgläubige katholische Kirche sind — dies ist unsre Ansicht — es giebt hundert andere, und der Leser hat vielleicht die hundert-erste — die einzig möglichen Bande, die eine nach tausend Richtungen hin sich zu verstreuen stets Reizung habende Gesellschaft zusammenhalten können. —

Wir könnten den Leser nochmals nach dem Köpenicker Felde, und nach dem Krankenhause Bethanien führen, allein er würde dort immer den selben Gestalten begegnen. Unverändert würde er die gelangweilte Oberin erblicken, die in ihrem schönen Saale wandelt und kein Gedächtniß hat, weder für das Leid, noch die Freude der Menschen, der selbst ihre eigenen Erinnerungen kein Interesse gewähren. Wenn wir auch unsre Erzählung erst nach dreißig Jahren schlössen, würden wir doch nichts anderes zu berichten haben, als daß die schöne, gelangweilte Gestalt in dem kleinen Hermelinpelz immer noch zwischen dem fünften und siebenten Fenster sich hin und her bewegt, Besuche empfängt, welche abstattet, und die Klingelzüge im Hause von Zeit zu Zeit in eine

lautschallende Bewegung setzt. Wenn eine matte und müde Seele eine Krankheit ist, und dagegen eine frische, liebende und feurige die Gesundheit, so ist diese arme Oberin, trotz ihrer Jugend und Schönheit, vielleicht die Krankfeste unter all' den vielen Kranken in diesem großen, weitläufigen Kranken-Pallast.

„No. 9.“ läßt sich dem Leser empfehlen. Es geht ihr wohl, und sie kann versichern, daß sie vor-
treffliche Senfpflaster auf Lederläppchen zu streichen versteht, und fast fabelhaft schnell einen Kamillen- oder Hollunderblüthentheee zu Stande bringen kann. Mit der Pförtnerin geht's noch besser: sie heirathet, und wen? Den wahnsinnigen Apotheker, der übrigens nicht mehr wahnsinnig ist. Der Paroxismus, den wir geschildert haben, war sein letzter. Mit der unglücklichen Bandoren-Büchse und ihrem Inhalt war auch sein Irrsinn verschwunden. Er zog wieder glatte, hellpolirte Stiefel an, einen bouteillengrünen Frack, und lief wieder, ganz wie vor den denkwürdigen Märztagen, die ewig lange Friedrichsstraße auf und ab, zu großer Freude der Straßensjungen aus dem ancien-régime, die sich seiner und seiner Apotheke noch ganz wohl erinnern konnten. Diese Apotheke wieder zu erlangen, war nun sein Trachten und sein Streben. Er nahm daher, als ganz passender

Anfang, eine Frau mit einigem Ersparniß, und dies war die Pförtnerin, die es nicht mehr im Krankenhause aushalten konnte, seitdem sie wußte, daß der todte Herr Pieske die Sache mit dem verüberten Löffel nun und nimmer vergessen werde, und seitdem ein neues kleines Kindergespenst hinzugekommen war, das an den goldenen Knöpfen oben auf dem Dache sog, im Irrthum, als sei dies die Mutterbrust. Dieses Kind war das arme Wesen, dessen Mutter Marie war. Frau Wiesentrost brachte die Heirath ihres Verwandten mit der Pförtnerin zu Stande.

Wir haben also dem Leser noch eine Heirath geliefert.

Die Schwestern Ziebiß bleiben — Schwestern Ziebiß. Sie hielten sich wieder umschlungen wie früher, sie waren wieder glücklich, als ihr Haus gereinigt war, und wieder fand sich Vormittags zwischen elf und halb zwei Uhr der lange Sonnenstreifen in dem Zimmer ein, und der Kanarienvogel sang, und die grünen Stauden glänzten goldig, und Amenaïde saß am Fenster mit der Aussicht auf die getrockneten Häute, und sah nur zuweilen verstohlen hinüber auf das kleine, sechsunddreißigjährige Kind Glorinde, und winkte ihm lächelnd Küsse zu. Die Nachbarin stellte ihre Besuche nicht ein.

Der armen Marie nahm sich die glückliche Constance an.

Jetzt kommen wir zu unsern zwei Lieblingen, zu den beiden Schützen, und da wollen wir den düstern Schluß unsrer Erzählung geben. Nicht umsonst haben wir den schwermüthigen Accord durch die bunten, lärmenden Gruppen durchklingen lassen. Alles Weh unsrer Zeit, aller Jammer, den kalte, glauben- und liebeleere Herzen über die Welt gebracht, als dunkle Ahnung sehen wir hier diese schweren Gewichte auf eine junge Brust niederfallen, die unter dieser Last bricht. Es giebt unschuldige Wesen, die wie verschleierte Gottheiten unter uns stehen, die sich in ihrem kurzen, aber reinen Dasein zu einer Mission vorbereiten, welche erst nach ihrem Tode beginnt. Man lasse uns diesen Glauben. Weshalb sonst würde uns denn oft eine anscheinend unbekümmerte Existenz so tief und warm ansprechen? Es sind die Grundzüge künftiger Größe, die durchschimmern.

Die beiden Schützen.

Friedrich Forst lag im Lazareth. Schon seit Wochen lag er da, und zwar litt er an den furchtbarsten Schmerzen, und bereits hatte ihm der Arzt das Leben abgesprochen; allein sein Leiden konnte sich noch weit hin verlängern.

Er litt ohne Klage. Nur wenn er aus kurzem Schlummer erwachte und Tony Wichye nicht an seinem Lager erblickte, nur dann klagte er, oder wenigstens sein schmerzvoller und umdüsterter Blick klagte.

Die Ursache dieses Unfalles war ein Handgemenge, oder vielmehr ein sehr ernstlicher Kampf, in welchem Friedrich dem Bruder Mariens gegenüber gestanden. Der junge Schütze, nicht wissend, daß der rohe, betrunkene Arbeiter der Bruder seines Schützlings war, hatte dessen Eindringen in ihre Kammer verhindern wollen, und hatte von dem Messer des

Wüthenden einen Stich in die Brust erhalten, der die Lunge tödtlich getroffen. Man brachte den blutenden Körper, den man für todt hielt, in die Kaserne. Wickye hatte gerade den Posten beim Gewehr und durfte nicht fort, und mußte, fast ohnmächtig werdend, die Leiche des Freundes vor sich vorübertragen sehen. Es war dies ein entsetzlicher Augenblick, ein Augenblick, der jugendliches Haar hätte bleichen, die Farbe der Freude und Jugend auf immer von den Wangen hätte scheuchen können. Zum Glück kam gleich darauf ein Kamerad hervorgestürzt und rief ihm zu: „er lebt!“ Tony Wickye ergriff wieder seine Büchse und setzte seinen Gang, die wenigen Schritte auf und ab, fort. Er lebt! rief er ganz laut bei jedem Schritte — er lebt — er lebt — er lebt! —

Der arme Wickye, er hatte schon so schweres Leid zu überstehen; die Gräfin hatte ihm so großen Kummer bereitet. Diese Gräfin, die verliebt war und heirathete — alles so schnell und so unerwartet für ihn, und die dann auf den Einfall kam, alles mit einem Ringe abzumachen.

Und nun kommt Dieses!

Und was stand ihm noch bevor! — Es war nur gut, daß seine Dienstzeit zu Ende lief, und daß er in

kurzer Zeit, wenn das Glück günstig war, entlassen werden konnte: Und er hoffte dies auch.

„Ich werde entlassen und werde in meine Heimath zurückkehren“ — sagte er zu seinem Freunde, „und Du —“

„Ich werde auch entlassen werden, und werde auch in meine Heimath zurückkehren,“ erwiederte Friedrich leise und mit dem Zucken des Schmerzes.

„Sprich nicht so,“ rief Tony, „Du wirst nicht sterben.“

„Ich werde und ich muß sterben,“ entgegnete der Kranke. „Heute noch hat es unser Arzt gesagt. Es ist ein alter Mann, der nicht lügen wird. Es ist so sicher, antwortete er mir auf meine Frage, daß der Tod Sie ereilt, wie es sicher und ausgemacht ist, daß auf den Tag die Nacht folgt. Er sah mich darauf an und wollte merken, wie ich's aufnahm, allein ich habe mit keiner Miene gezuckt. Da hörte ich ihn zu Jemand in unserer Nähe sagen: „ein ächter Soldat.“ Ich hörte es und freute mich, denn ich habe den Ehrgeiz „muthvoll“ sterben zu wollen.“

„Wer hätte das Alles so kommen sehen!“ hub der arme gedrückte Freund an.

„Ich hab' es so kommen sehen! Tony! Ich! Als ich die achtzehn und den einen halben Bitterstab

von dem Monde auf dem Boden vor mich hingzeichnet sah. In jener Nacht wußte ich, wo das Schicksal mit mir hin wollte, und daß ich jung sterben sollte.“ —

Friedrich mußte jetzt die Ereignisse jener Nacht auf das genaueste erzählen.

Tony schüttelte den Kopf und sah starr vor sich hin.

Auch von dem geheimnißvollen Sänger erzählte Friedrich, und daß er bestimmt hoffe, ihn noch einmal vor seinem Ende zu hören. Dann aber konnte er nicht weiter sprechen und mußte schweigen, weil, wie er behauptete, er das Gefühl habe, als ginge seine Lunge auseinander und theilte sich in sechs, sieben, acht verschiedene Lungen, die jede um die Wette Luft schöpfen wollten, und keine es so recht eigentlich verstand, so daß die arme Brust ohne Luft blieb, trotz der vielen Lungen, die sie in sich bewahrte.

Es war ein erbärmlicher Zustand.

Und Friedrich hatte doch noch so viel zu erzählen, aber er mußte schweigen. Jedes Wort, das heraufkommen wollte auf die Lippen, fragte erst beim Vorbeigehen bei der kranken Lunge an, und der Bescheid lautete immer: zurück! zurück! Da nahm er denn Tony's Hand, hielt sie fest in der seinen und sah ihn an.

Und dieser Blick war der Blick der Liebe, der hingopfernden, treuen Liebe, der Gott großen Lohn verheißt hat.

Tony wußte erst jetzt, wie sehr ihn Friedrich liebte, und er schämte sich fast, daß er neben Friedrich noch die Gräfin, und dann noch so manches Andre geliebt hatte.

„Und nun eine große Bitte,“ hub Friedrich an, als die Worte wieder Erlaubniß erhielten hinauf zu den Lippen zu steigen — „wenn ich doch sterben muß, möchte ich mich nicht lange quälen, ich möchte den Tod bald — bald haben.“

„Wie läßt sich das machen?“ fragte Tony ängstlich lauernd.

„Ich wüßte wohl, wie sich das machen ließe.“

Beide Freunde waren jetzt lange Zeit still. In Jedem arbeitete es, und Jeder versuchte die Gedanken des Andern zu denken. Endlich warf sich Friedrich mit großen Schmerzen auf die Seite, hielt die Hand halb vor den Mund, so daß die nebenliegenden Mitkranken auch nicht das leiseste Wörtchen hören konnten, und lispelte: „Wenn Du mir mit Deiner Büchse den Garaus gibst!“

„Friedrich!“ rief Tony entsetzt, aber immer ganz leise: „Was sagst Du da! Glaubst Du denn an keinen Gott?“

„Ich glaub' an ihn,“ entgegnete der junge Mann fest; „allein ich meine, weil ich doch sterben muß —! Aber — überlege es Dir.“

„Nie und nimmer! Ich, einen Mord begehen, und an Dir!“

„Du hörst ja, ich bitte Dich darum. Einen Mord begeht man nur, wenn man Jemand das Leben nimmt, der nicht getödtet sein will. Und was Gott betrifft, so werde ich redlich versuchen, mit ihm über diese Angelegenheit in's Reine zu kommen. Ich habe jetzt immer schlaflose Nächte, und in einer solchen langen, schmerzvollen, schlummerlosen Nacht läßt sich schon ein Wort mit ihm sprechen. Er hört die Creatur, die zu ihm in ihrer Drangsal hinaufschreit.“

Jetzt mußte er schweigen, denn die Worte erhielten keine Erlaubniß mehr. Statt der Worte kam ein Blutstrahl, so heftig und so unerwartet, daß Tony's Kinn einige Blutspuren auffing. Sorgsam trocknete der Kranke es weg: „Siehst Du,“ sagte er, „mein Blut kommt Dich zu rufen.“

Tony schauderte.

Es vergingen drei Tage, und es war von diesem finstern Plane zwischen den beiden Freunden nicht mehr die Rede. Allein Wickye hatte mit dem Arzt ge-

prochen und bestätigen gehört, was Friedrich ihm vorhin gesagt. Dann hatte er auch mit dem Geistlichen seiner Gemeinde über einen ganz dunkeln, ungewissen Fall gesprochen, der eine ungefähre Ähnlichkeit mit dem vorliegenden hatte, und die Worte des würdigen Mannes hatten fast wie Billigung und Zustimmung gelautet; allein wie er nun näher die Verhältnisse angab, da hatte es wieder anders geheißen, und es klang wie Abmathen und Mißbilligung. Tony war nicht recht klug aus dem eigentlichen Sinne des Rathes geworden.

Es war eine finstre Regennacht, der Sturm tobte, da kam der Wächter des Lazareths an sein Bette und sagte: „Kommen Sie herüber. Es ist grausam, was der Arme leidet. Kommen Sie herüber!“ Tony nahm sich Urlaub und ging rasch hinüber.

Bleich wie der Tod, von Schmerzen zerwühlt, lag Friedrich auf dem Lager. Aber er lächelte, als er Tony kommen sah, und hastig griff er nach seiner Hand.

„Willst Du?“ fragte er leise. „Willst Du?“

Tony machte sich von der Hand los und wollte rasch fortgehen. Ein banger, leiser Seufzer drang ihm nach. Er mußte umkehren; er mochte wollen oder nicht, er mußte.

Friedrich hatte sich aufgerichtet; wollte nun auch die Brust zerspringen, die Worte mußten heraus. „Tony, mein ganzes, junges Leben ist Liebe zu Dir gewesen — neben Dir hab' ich meinen Vater und meinen König geliebt. Willst Du jetzt mir die letzte Bitte abschlagen? Tony, Du thust nicht Recht — bei Gott, nicht Recht. In jener Nacht, vor der Einnahme Schlesiens, als wir im Bivouac zusammen im dunkeln Felde lagen, Du Deinen Mantel um mich schlugst und Deinen Arm unter mein Haupt legtest, damals gabst Du mir Dein heilig Wort, und ich gab Dir das meine, daß wenn Einer von uns in Gefahr und Noth käme, der andere, ohne Verzug und ohne Grübeln und Deuteln, ihm mit seinem Leben Beistand leisten wolle. Siehst Du — die Sterne schienen nieder, als wir uns das Wort gaben. Es war ein Wort für's ganze Leben. Weiß Gott, ich hätte, wenn's so gekommen, mein Wort nicht gebrochen, brich Du nun auch nicht das Deine. Thu', was ich von Dir verlange; denn in gräßlicher Noth, in entsetzlichem Elend bin ich, das weißt Du. Meine Schmerzen zerreißen mich wie grimmige Löwen und dennoch — tödten sie mich nicht.“

„Es ist ein Verbrechen!“ stöhnte Tony.

„Es ist keins,“ entgegnete Friedrich sanft — „würde

ich Dich dazu auffordern, wenn ich dies glaubte. Ich habe einen Traum gehabt, der mir das, was ich schon wußte, noch deutlicher gesagt. Sieh', ich hatte eine weite Fläche vor mir, und über diese dunkle Ebene kam ein langer, unabsehbarer Zug. Es waren die Leidtragenden der Erde, die Pilger des Schmerzes; sie gingen Alle ein in das Haus des Friedens. Vorher aber mußten sie einem Manne, der ihnen entgegenkam, bekennen, wie sie den Tod gefunden. Und je nachdem ihre Antwort gelautes, entließ er sie gütig, aber ernst. Einer unter dem Zuge war, der trat vor und sagte: mich hat des Freundes Hand getödtet, nachdem ich doch bereits dem Tode verfallen war. Wie ich diese Worte hörte, lauschte ich gespannt, was jener Mann sagen würde, allein er erhob seine Hand und legte sie segnend auf die noch blutende Wunde auf der linken Brust des jungen Mannes. Da dachte ich: nun weiß ich's."

Er mußte wieder schweigen. Aber er bezwang sich mit wüthendem Schmerz und fragte: „Du willst? nicht wahr, Du willst?“

Tony stand auf und ging fort.

Aber drei Nächte waren ebenso, wie diese Nacht war, in der vierten Nacht, als er nicht mit Bitten nachließ, versprach ihm Tony und gab sein heiliges

Ehrenwort, vor Gott und Menschen unantastbar, daß er thun wolle, was Friedrich von ihm verlange.

Als er dieses Wort gegeben, sagte er zu sich selbst: aber gleich darauf, und mit derselben Büchse schieß' ich mich selbst todt. Wenn er weg ist aus dem Leben, und wenn ich selbst ihn fortgeschafft habe, was soll ich dann noch hier!

Er bedachte nicht, daß Jugend, Hoffnung und Gesundheit noch in seiner Brust lebten, und daß es sich nicht so leicht stirbt.

Der Todeschuß.

Es war nicht so leicht, die Veranstaltungen zu der verabredeten That zu treffen, und die beiden Freunde hatten sich's öfters und recht ernstlich überlegt. Erstlich und vor allen Dingen mußte es so erscheinen, als wenn Friedrich sich selbst umgebracht. Jedermann war ohnedies geneigt, dies zu glauben, es brauchte daher nicht besonderer Vorkehrungen, um jeden, auch den leisesten Verdacht vom wirklichen Thäter abzulenken. Aber wo das Gewehr hernehmen? Es mußte bei der Leiche gefunden werden, und es durfte daher Tony's Büchse nicht sein. Tony hatte nur eine Büchse, und er durfte sie nicht dort liegen lassen. Aber Friedrich besaß, noch von seinem Vater ihm geschenkt, eine treffliche Büchse, sein Privat-
eigenthum, mit dieser sollte der Todeschuß geschehen, und später sollte Tony als ewiges Andenken, das in

seiner Familie einst von Kind zu Kind erbte, diese Büchse behalten. Es war ein Vermächtniß des Freundes.

Vor dem Thore an der Kaserne befindet sich ein Ort, der das schlesische Wäldchen heißt, dort sollte die That geschehen. Nur wenige Spaziergänger besuchen diesen Platz; es giebt da sehr stille, versteckte Gänge.

Der Frühling war gekommen und das erste Grün überkleidete die Zweige.

Da lenkte gegen die Abendstunde ein Wagen nach der Gegend hinaus.

Die, die darin saßen, waren zwei junge Soldaten; der eine bleich wie der Tod, der andere auch bleich, aber nicht wie der Tod, sondern wie der Kummer und das Leid.

Der Wagen hielt nicht weit vom Wäldchen und kehrte dann wieder, nachdem die Beiden ausgestiegen, nach der Stadt zurück. Friedrich, von Tony unterstützt, betrat den ersten besten Pfad, der in das Innere der Waldung lenkte.

Sie gingen schweigend neben einander; Friedrich's Hand hatte krampfhaft Tony's Rechte umschlossen, und Tony's Arm ruhte auf Friedrich's Nacken. Die mitgenommene Büchse hielt Tony. Nur auf eine

halbe Stunde hatte der Kranke Erlaubniß erhalten, eine kleine Erholungsfahrt in's Freie zu machen. Es fehlten an dieser halben Stunde nur wenige Minuten, so langsam waren sie gefahren.

„Da ich doch nicht zurückzukehren beabsichtige,“ sagte Friedrich, „so ist's gleich, ob diese halbe Stunde verrinnt. Laß uns nicht unnütz eilen. Ich bin so gefaßt und ruhig, daß ich in keinem Dinge möchte Uebereilung zeigen.“

„Aber denk an mich, Friedrich!“ rief Tony unwillig — „ich leide in dieser Stunde, was ein Mensch nur leiden kann.“

„Dann soll's rasch gehen,“ sagte Friedrich. „Dann wollen wir schnell machen. Laß mich nur auf eine Minute allein.“

Tony ging den Gang hinauf, und Friedrich sank auf seine Kniee, senkte tief, tief sein Haupt in die keimenden Halme des Bodens und — betete.

Da ging eine Stimme durch den Wald, die sang:

Es ist das alte Preußenvolk nicht mehr,
 Es zankt und hadert, ist in sich nicht eins.
 Ein Theil zieht hierhin, anderer dort hinaus!
 Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,
 Des Vaters Stolz ist nicht mehr Sohnes Stolz,
 Und Bruder gegen Bruder greift zur Wehr.
 O Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,
 So wirst du fallen wie des Schnitters Saat!

Friedrich hob sein Haupt leise und sagte: „Ich wußte es wohl, daß ich Dich noch einmal hören würde, Du unbekannter und unsichtbarer Warner. Ach, ist's denn an dem, — und ist es aus mit meinem schönen Preußenlande, so ist mir ja der Tod doppelt willkommen.“

Und er senkte wieder sein Haupt und betete weiter, noch inbrünstiger, noch heißer.

Die Stimme sang:

O Preußenvolk, wenn nun der Feind sich naht,
So wirst du fallen wie des Schnitters Saat! —

In diesem Augenblicke hat der Soldat für den König, für den fürstlichen Heimathstamm, und nie stieg von treueren Lippen ein treueres Gebet in die ewige Höhe.

Als Tony zurückkehrte, stand Friedrich schon am Baum gelehnt — still und freundlich. Er grüßte herüber, und Tony maas die Schritte und stellte sich mit der Büchse hin.

Dann legte er die Büchse hin, stürzte lautweinend auf den Freund zu und umarmte ihn lange, und hing an seinem Halse, und sog sich fest mit seinen Lippen an seine Augen, an seine Wangen.

„Ich lasse Dich zurück in einer Welt,“ sagte Friedrich, „die voll Falschheit und Aufruhr ist.“

Bleibe treu! Gott hat nicht gewollt, daß ich von einem Jüngling zum Manne reife, aber er wird wollen, daß Du reifest. Und wenn Du einst ein Mann bist, so bleibe treu den Eiden unserer Jugend. Versprich mir das!“

„In dieser Stunde der unleidlichsten Qualen verspreche ich es Dir.“ —

„Nun denn — jetzt stell' Dich auf Deinen Posten, Schütze.“

Und der Schuß fiel.

Und Friedrich preßte lautlos seine Hand auf das Herz. Es hörte auf zu schlagen. Kein Laut entrang sich seinen Lippen. Er stürzte in die Knicke und sank am Baume hin.

Tony drückte noch einen Kuß auf die bleichen Lippen, hielt seine Hand auf die Wunde, und ging dann mit einem Gefühl von Gott und Hölle zugleich in seiner Brust, von dannen. Er begegnete Leuten, die an jene Stelle hinlenkten, er wußte demnach, daß der Todte bald gefunden werden mußte.

Aber einige Minuten lag er noch allein, und die grünenden Gipfel des Frühlings umschatteten sein Haupt. So ruhe denn in Frieden, Du keusches, stilles, ehrliches Herz! Du wahrer und ächter Sohn des Volkes, des Volkes, das Gott stark gemacht

hat, und das, wenn es den bösen Schein und die Prüfungen dieser Tage besteht, zu einem herrlichen Werke berufen ist. —

Wenn solche Jugend zum Manne reift — Heil dem Vaterlande! —

Was Tony Wickye betrifft, so gab er sich nicht den Tod; allein er kehrte heim in sein Vaterland. Wir haben die bestimmte Zuversicht, daß er seine Schwüre nicht bricht.

Druck von George Westermann in Braunschweig.